



Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des deutschen Reichs entgegen.

Angesgeben am 23. März.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen & L. — pro Quartal, bei unmittelbaren Postämtern & L. 20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 10. Pfg.

## Ein deutscher Dichter und Gelehrter.

Korath Prof. Dr. Gottfried Oswald Marbach.

Zu den hellleuchtendsten Sternen, welche in unserm Jahrhundert von Schlesien aus der literarischen Welt aufgegangen sind, gehört der edle Mann, dessen Vor-  
 züge seinen zahllosen Freunden und Verehrern in Schlesien, im ganzen Deutschlande und in den Bergen aller Himmelsgegenden gewiß große Freude bereiten wird.

Oswald Marbach ist nicht nur wegen seiner großen literarischen Fruchtbarkeit, sondern noch mehr deswegen eine seltene, ganz eigenartige Erscheinung im Kreise der schaffenden Geister, wolle zwei eigentlich heterogene Richtungen in seinem Wesen vereinigt die des philosophischen Weltkenntnissers und die des wohlgenährten Dichters, dessen gezeichnete Schriften Zeugniß dafür ablegen, daß er allezeit den edelsten Idealen wahrer Poesie gehuldigt hat und nie zu dem feichten Geschmack des Alltagslebens herabgefallen ist.

Immer ruhte der Dichter Marbach einem geistvollen Gehalte seiner Gedanke die schöne Form zu geben; wider, tief sittliches Gefühl, wenn nötig satirische Schärfe, gemüthlicher Humor, Hartheit Aufassung der höchsten Ziele des Lebens, eine echte Religiosität und Mangel jeder Neigung zur Ostentation, das sind Tugenden in seinem Charakter, die ihn zu einem der lebenswürdigsten und innigsten Hochachtung einflößenden Vertreter des geistigen Lebens der Nation und Bürger des Vaterlandes machten.

Gottfried Oswald Marbach wurde am 13. April 1810 in Jauer geboren. Sein Vater war Weislöder, und zwar Senior an der Friedenskirche hiesigst.

Der selbe ertheilte seinem Sohne den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache, mußte aber wegen Krankheit die Erziehung des sehr lebhaften Knaben schon 1816 aufgeben. Er vertraute seinen Sohn einem Schwager, dem Superintendenten Robertstag in Lobendau bei Pleschitz (später General Superintendent von Schlesien) an, welcher ihn 1819 auf die Ritterakademie in Olmütz brachte.

Vier nach der Jauer Marbach den Gymnasialkursus bis in die oberste Klasse durch, ging aber 1827 nach seines Vaters Tode auf das sächsische Gymnasium in Pleschitz über, von welchem er October 1828 nach Ablegung des Abiturienten-Examens abging. Damit erfüllte er ein seinem Vater vor dessen Tode gegebenes Versprechen. Auf der Militärakademie hatte er sich mit Vorliebe und bestem Erfolge mit der Mathematik beschäftigt und dadurch zu dem Wunsch sich verleiten lassen, dem Militärstand als Ingenieur sich zu widmen; der Vater wünschte aber, daß sein Sohn studire und häuflig seine endliche Zustimmung an die Bedingung, daß der Sohn ebenfalls zuvor das Abiturienten-Examen ablegen solle.

Diese Bedingung war erfüllt, aber nun drängte der Rhein Robertstag als



Oswald Marbach

Vorwand zum Besuche der Universität Breslau, weil zur Aufnahme in des Militärs und zum Annehmen im Ingenieur-Corps die Königlich-Preussische Genehmigung erst noch eingeholt werden mußte. Der junge Warbäck ging also auf die Universität Breslau, erhielt zwar auch bald die nachgelagerte königliche Genehmigung zugleich mit dem Befehle, zu Michaeli 1828 in Wädbergung zum Dienst als Premierer sich zu melden, hatte aber inzwischen durch die gelehrten Beschlüssen und in Folge der Abmahnungen eines hochgelehrten Ingenieur-Officiers, an den er empfohlen worden, die Lust zum Soldatenstande verloren.

Mühsam nach Wädbergung zu gehen, um Blomier zu werden, begab er sich nach Halle an der Saale, um Zoologie zu studiren. Er kam von der Zoologie bald zur Philosophie und von dieser zur Naturwissenschaft und zur Mathematik, beschäftigte sich dabei auch mit philosophischen Studien, um die zeitlichen und philosophischen Werte der klassischen Literatur in der Ursprache genauer kennen zu lernen. Das Sprachstudium war ihm Mühsal zum Nothwendigen, doch suchte und liebte er den wissenschaftlichen Verkehr mit Philologen.

Seine geistige Vielbeschäftigung concentrirte sich in der Philosophie, in welche er durch die damals in höchster Blüthe stehende Richtung Hegels eingeführt wurde. So kam es, daß er im Jahre 1830 eine von der philosophischen Facultät aufgetragene Aufgabe durch eine Abhandlung über die Natur der Seele u. s. w. den Preis erhielt und den ausserordentlichen Preis zurkannt erhielt. Im folgenden Jahre hielt er aus eigenem Antriebe vor Professoren und Studierenden eine Gedächtnisrede auf den vierhundertten und vierzehnten Benedict Spinoza an dessen Geburtstage. Endlich im August 1831 wurde er zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste promovirt.

Warbäckehrte nach seiner Heimath zurück und erhielt alsobald eine Anstellung als Lehrer am Gymnasium zu Pless, die er jedoch schon 1832 wieder aufgab, um sich als Privatlehrer in Leipzig zu habilitiren. Die Universität Leipzig ist bekanntlich im Jahre 1409 von dem aus Prag abgewanderten, zum größten Theil aus Schlesiern stammenden Dozenten und Studenten gegründet worden, indem diese aus dem mitgebrachten Vermögen ein Collegium errichteten, welches von einer der Jungfrau Maria gewidmeten Capelle, in deren Nähe die zur Unterbringung und Verpflegung von Studierenden, sowie zu Lehrzwecken erworbenen Gebäude sich befanden, den Namen Collegium beatae Mariae virginis oder Marien-Collegium erhielt. Durch landesfürstliche Anweisung dieses Collegiums und Stiftung zweier anderer Collegien, des großen und kleinen Büchsen-Collegium, war die Universität entstanden.

Warbäck hatte begründete Aussicht, in diese alte Stiftung verfassungsmäßig nach seiner Heimath zu gehen, in Leipzig wurde ihm jedoch im October 1833 die Habilitation, aber erst sechs Jahre später konnte die ihm zugesagte Aufnahme in das Collegium Mariarium erfolgen, weil in einem Prozesse, welcher vor dem Austragsgericht zu Celle zwischen Preußen und Sachsen über den Bestand des Collegii beatae Mariae virginis, das die preussische Regierung für die Universität Breslau reclamirt hatte, geführt wurde, jede Aufnahme eines neuen Collegialen bis nach Entscheidung des Processes untersagt worden war.

Wäre der Proceß zu Gunsten Preußens entschieden worden, so würde Warbäck mit dem Collegium Mariarium nach Breslau gekommen sein, wo ihm bereits eine Professur Scherz auf weiß zugesagt war. Die Entscheidung fiel aber wegen Verjährung des preussischen Anspruches zu Gunsten Sachsens aus.

Durch den unseligen Proceß war Warbäck in seiner Universitäts-carriere aufgehalten worden, denn an maßgebender Stelle betrachtete man ihn als Einen, der nur nothgedrungen und vorübergehend in Leipzig sich aufhalte. Dazu kam noch, daß Warbäck mit seinen philosophischen Vorlesungen auf einen von der Universität von Breslau nach Leipzig abweichenden Standpunkte sich hielt. In dieser Beziehung hatte, desto mißgünstiger betrachtete man ihn. Die Härte und Schärfe seines philosophisch-wissenschaftlichen Auftretens schadete ihm.

Diese Ungunst der Verhältnisse bestand so lange, bis er sich entschloß, bei der Universität anstatt der philosophischen fortan mathematische, naturwissenschaftliche und technologische Vorlesungen zu halten. Inzwischen hatte Warbäck sich veranlaßt gesehen, die Stelle eines Lehrers der Mathematik am Nicolai-Gymnasium in Leipzig 1843 zu übernehmen, als welcher er 1845 den Titel Professor erhielt. In demselben Jahre gab er die Lehrstelle auf und wurde bei der Universität Leipzig zum Professor der Technologie, sowie zum Director des physikalisch-technologischen Apparats, später zum ordentlichen Honorar-Professor der Philosophie ernannt.

Im Laufe der Zeit erhielt Warbäck von dem Königl. Sachl. Kultusministerium verschiedene Ehrenämter. So wurde ihm in den schweizerischen Jahren 1848-51 die oberrheinische Direction der öffentlichen Leipziger Zeitung übertragen; im Jahre 1859 der officielle Bericht über das 45jährige Jubiläum der Universität Leipzig; im Jahre 1867 ein öffentlicher Bericht über literarische Leistungen in Königreich Sachsen während der Jahre 1848-67, zur Allgemeinen Ausstellung in Paris. Längere Zeit war er Mitglied des Sachverständigen-Bereichs in Nachdruck-Angelegenheiten und gegen 40 Jahre Examinator der Mathematik und Naturlehre der Candidaten des höheren Schulamtes.

Die Mitgliedschaften, welche ihm wegen seiner akademischen Thätigkeit zu Theil wurden, befanden darin, daß er 1851 zum Königl. Sächsischen Hofrath, 1867 zum Ritter des Königl. Sächsischen Verdienstordens I. Classe ernannt wurde. In huldvoller Anerkennung seiner dichterischen

Leistungen beehrte ihn König Johann von Sachsen mit einem Brillant-Ordre, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mit der großen goldenen Jubelungs-Medaille, Kaiser Franz Joseph von Oesterreich mit der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft. Gedruckt wurde Warbäck 1881 noch eine besondere Anerkennung zu Theil durch die königliche Facultät der Universität Halle-Wittenberg zur Feier des Tages, an welchem er vor 50 Jahren zum Doctor der Philosophie ernannt worden war, indem sie ihm ein seine höchst bedeutende, umfangreiche und vielfältige Thätigkeit wohl anerkennendes Ehren-Doctor-Diplom überreichte etc. Auf diese ein reiches Menschenleben umfassende Thätigkeit kommen wir noch zurück und erwähnen zuerst erst noch einige Seiten des häuslichen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens Warbäck's.

Obwohl Warbäck verheiratet sich im Jahre 1836 mit Rosalie Wagner, einer Schwägerin des gezeichneten Componisten Richard Wagner, welche früher in Breslau, später in Leipzig als ausgezeichnete Schauspielerin thätig gewesen war; sie hatte vor dieser Vermählung das Theater verlassen. Dasselbe wurde ihm aber schon im folgenden Jahre, nach der Geburt einer Tochter, durch den Tod wieder entfallen. Die Tochter hat sich später, dem Besuche ihrer Blutsverwandten mütterlicher Seite folgend, der Bühne gewidmet und mit dem Königl. Württembergischen Hofschauspieler Eduard Frey verheiratet.

Im Jahre 1840 nahm Warbäck die Tochter des Acteurs-Majors a. D. damals Königl. Preussischer Salz-Factors in Pless, zur Gattin. Aus dieser glücklichen und zum begehrenden Ehe entsprang ein Sohn, Hans Warbäck, der sich als Dichter, namentlich dramatischer Werke, bereits ehrenvoll hervorgethan hat und jetzt auch Redacteur der wissenschaftlichen Zeitschrift der Leipziger Zeitung ist.

Wir kommen nun zu einem sehr wichtigen Zweige der bürgerlichen Thätigkeit Warbäck's. Schon in der Zeit, in welcher derselbe noch Lehrer der Mathematik am Nicolai-Gymnasium in Leipzig war, wandte sich an ihn eine Gesellschaft hochgelehrter Staatsbeamten in Dresden und Altenburg, sowie angesehener Juristen und Vorleser von Versicherungsanstalten in Leipzig mit der Bitte um wissenschaftlich-mathematischen Beirath zur Begründung einer Lebensversicherung-Anstalt, welche die Bedürfnisse entsprechen sollte, für die bis dahin nicht in ausreichender Weise gesorgt war.

Warbäck arbeitete einen Plan aus, der den Zweck hatte, zu einer principieell möglichst allseitigen Berücksichtigung des menschlichen Lebens sowohl auf Capital, wie auf Werte, für den Lebens- und Lebensfall mit dem Grund eines möglichst niedrig bemessenen, abzahlbaren Reichthums-Capitals Gelegenheit zu bieten. Dieser Plan fand den Beifall der Interessenten, welche nicht im Entferntesten daran dachten, eine Erwerbsgesellschaft zu gründen. Die Ausföhrung des Planes stieß aber auf unerwartete Hindernisse, die mit der politischen Lage und mit den herrschenden national-ökonomischen Anschauungen zusammenhingen. Die Gesellschaft, von welcher der erste Gedanke ausgegangen war, zerfiel mehr und mehr und im Jahre 1848, nach dem Durchbruche der revolutionären Bewegung, stand Warbäck mit nur noch einigen der ersten Interessenten und einem von ihm nicht ohne ansehnlichen Kostenaufwand aufgebrachtem Material von Borarbeiten allein.

Erst nach dem Jahre 1850 konnte sich die Wiederaufnahme des Plans gedacht und derselbe der Königl. Sächsischen Staatsregierung mit dem Gesuche um Concession vorgelegt werden. Zu diesem Zwecke mußte aber Warbäck sich entschließen, außer den theoretischen auch die praktischen Vorarbeiten in die Hand zu nehmen; die Herstellung der Statuten, des Geschäftsplans, die Verhandlungen mit der Regierung und endlich sogar die Ausführung des von letzterer erforderten Actienkaufes. Die Bedingungen, an welche die Staatsregierung die Concession knüpfte, machten wesentliche Umgestaltungen des ursprünglichen Planes nöthig, und es entstand in Folge dessen endlich die „Allgemeine Renten- u. Capital- u. Lebensversicherungsanstalt Teutonia in Leipzig“ als reines Actienunternehmen.

Langsam, aber sicher entwickelte sich die Teutonia und erfüllte alle Voraussetzungen ihres Begründers, so daß das ganze eingeleitete Actien-capital nicht nur längst wieder aufgebracht ist, sondern auch die Teutonia freiwillig den Entschluß haben lassen konnte, auf 70 Prozent des alljährlichen Reingewinnes zu Gunsten der Versicherer für alle Zukunft Verzicht zu leisten, und doch noch für sich selbst auf einen Jahresgewinn von wenigstens 20 Prozent des eingezahlten Actien-capitalis zu rechnen haben. Die Teutonia hat gegenwärtig allein an Aktienbesitzerungen einen Bestand von über 72 Millionen und ist in ihrem Capitalstrome begriffen. Wir erwähnen das nur, um die große Bedeutung dieser Warbäck'schen Gründung nachzuweisen.

Professor Warbäck hat auch noch andere gemeinnützige Institute gegründet; so namentlich im Jahre 1864 die „Leipziger Vuppiendankensbank“, welche die Tendenz verfolgt, mit Hilfe eines möglichst niedrig bemessenen Actien-capitalis den Grundbesitzer Capitalisten unter den billigen und vorthellhaftesten Bedingungen zu unterstützen. Während Professor Warbäck von der Leitung der Leipziger Vuppiendankensbank wegen Vielbeschäftigung längst zurückgetreten ist, steht er der Teutonia noch heute, wie seit früher Jahren vor.

Im Jahre 1844 trat Warbäck in Leipzig dem Freimaurerbunde bei und seit 1848 ist er mit Ausnahme weniger Jahre Leiter der Loge (Waldau) zur Einheit, die ihn aufgenommen, gewesen. In dieser Stellung hat Warbäck, einer der edelsten und begabtesten Meister des gesprochenen

und gedruckten Wortes und ein Mann erfüllt mit der erhabensten Vorstellung von der Aufgabe des Menschen, viele Jahre hindurch unermüdet Edeles und Gutes geleistet. Seine Rede war immer poetisch gehoben, flehend, ermahnen, gerühmend, oft hinreißend feurig und immer klar durchdracht. Den rechten Werth eines solchen Mannes in solcher Stellung kann nur Derjenige völlig würdigen, dem Gelegenheit zu Vergleichungen gegen ist.

Es ist auch eine große Anzahl freimaurerischer Schriften, in gebundener und freier Rede, aus Warbachs Freimaurerleben hervorgegangen. Diese Schriften, deren Verzeichniß wir weiterhin mittheilen, haben in den mairerischen Kreisen wohl Verbreitung gefunden und manches Herz erheitert, getrostet und erfreut.

Zu Vorraß Warbachs Thätigkeit als Mentor in wissenschaftliche und dichterische Beziehung übergehend, ist es uns eine Freude, die hiesigen Nachrichten der biographischen Nachforschungen wenigstens durch eine kurzgefaßte Uebersicht derjenigen Warbach'schen Schriften ergänzen zu können, welche für eine literarische Bedeutung charakteristisch und maßgebend sind. Leser von literarischer Bildung werden danach zugleich die fräurige Beschäftigung gewisser Literaturgeschichtlichen, die sich als vollkommen orientirte Werke gerathen, erkennen können. — Die Beschreibung hat Gottfried Oswald Warbach ein volles, reiches Menschenleben mit auflodernder Kraft und hoher geistiger Betätigung verleben; nur dadurch ist es erklärlich, daß der Leser auf eine ganze Bibliothek Warbachiana blicken kann, deren Fülle Stauern erregt und deren innere Gehalt nicht kennen, welchen einen Unterschied zu machen weiß zwischen den seltenen Erzeugnissen des Tones und den fruchtreichen Schöpfungen eines wohl angelegten Geistes, zu rechter Würdigung Warbachs gelangen läßt.

Von Oswald Warbach's wissenschaftlichen Schriften sind zu nennen:

1. Gedächtnißrede auf Spinoza. Halle 1831.
2. Scabälationsdicht: Omnes homines qui civea esse nolint nefario facere neque praecoevis habere excusationem ullam philosophos qui otiosi ad rem publicam non accedant. Lipsiae 1833.
3. Vortragsbuch zu Anthon's Gedächtniß nach Oberstein. Leipzig 1834.
4. Physikalische Anion. Encyclopädie der Experimentalphysik, der Aktronomie, Geographie, Chemie, Physiologie, Chronologie nach dem Grade ihrer Verwandtschaft mit der Physik. 5 Bände. Leipzig 1838—37. (Neue Ausgabe 1850 u.)
5. Universitäten und Hochschulen im auf Intelligenz sich gründenden Staate. Leipzig 1834.
6. Stellung, Beruf, Lohn und Kreuz. Leipzig 1835.
7. Ueber die moderne Antiquar. In Vlesien an eine Dame. Leipzig, 1836—1838. (In drei Reden über die Kunst, Börse, Gemein, Günstig, Dienbar, Raub, Fälsche, Neut, die Schicksale der Schule, Pöbel.)
8. Geschichte der griechischen Philosophie. Leipzig 1838.
9. Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Leipzig 1841.
10. Aufruf an das protestantische Deutschland wider unprotestantische Uebrigkeiten. Leipzig 1838 und 39.
11. Geometrische Normallehre. Leipzig 1846.
12. Die Minderere Lebenskunst vom 27. Februar 1850. Leipzig 1850.
13. Dramaturgie des Aristoteles. Leipzig 1855.
14. Das Jubiläum der Universität Leipzig nach 450 jährigem Bestehen an 2. December 1854. Leipzig 1860.

15. Bericht über literarische Leistungen im Königreiche Sachsen während der Jahre 1847—1861. Zur allgemeinen Ausstellung in Paris. Leipzig 1867.

16. Dramaturgische Blätter. Beitrag zur Wiederbelebung dramatischer Kunst in Deutschland. Leipzig 1870 (Nebst dieser wichtigen und wesentlich war auch in früheren Jahren Warbach Mitarbeiter an der „Allgemeinen Literaturzeitung“, den „Blättern für literarische Unterhaltung“, der „Athenaeum“ u. Er gab nach eigene wissenschaftliche Zeitschriften heraus, so

17. Goethes Faust, erster und zweiter Theil, erklärt von D. W. Stuttgart 1861. (Eine umfassende Einführung in das volle Verhältniß des größten dramatischen Kunstwerks der Neuzeit.)

Zu den wissenschaftlichen Schriften sind noch zu rechnen: die Verhandlungen, welche Warbach's Nachsichtungen der Tragödien des Aeschylus und des Sophokles, sowie des Rechenbogens beigegeben sind. Besonders war auch in früheren Jahren Warbach Mitarbeiter an der „Allgemeinen Literaturzeitung“, den „Blättern für literarische Unterhaltung“, der „Athenaeum“ u. Er gab nach eigene wissenschaftliche Zeitschriften heraus, so

18. Alldeutschen Literatur und Kunstbericht, 1844;
19. Jahrbuch der Literatur und Kunst 1858;
20. Jahreszeiten, Vierteljahrschrift zur Unterhaltung und Besprechung von Büttner'schen, 1839 und 1840. (Mitarbeiter: Friedrich Müder, Leopold Schefer, Willibald Meis, Karl Götter, Fr. v. Preuden, August Spöck, Richard Morning, Bertrite Cante, Aug. Koblert, also in der Mehrzahl hervorragende Schriftst. Warbach selbst lieferte Novellen, Balladen und Romane, vorzige Erzählungen, Probe einer Uebersetzung von Gottfried von Schlegel, „Trifan und Sfolde“, ein dramatisches Gedicht, ein Trauerspiel „Manfred“ u. — Wie schon er

wohnt, war Warbach 1848—1850 Redacteur der „Leipziger Zeitung“ und seit 1874 chief, er, als noch einiges Zeichen journalmäßiger Thätigkeit, ein freimaurerischer Monatsblatt:

21. „Am Reichthum“ Brauns.

Warbach's poetische Schriften:

22. Oenomen. (Denksprüche in Hexametern und Epithelen.) Leipzig 1832

23. Gedichte. Leipzig 1835 (erschienen zuerst unter dem Namen „Silosius Minor“).

24. Paßl und König oder Manfred der Hohenstaufe. Trauerspiel in 5 Acten. Leipzig 1840. Neue Auflage 1874. (Zit in Leipzig schon 1836 aufgeführt worden.)

25. Antiföcher. Leipzig 1838 u. ff. Diese damals zu billigen Preisen veranfaßte, durch die halbe Welt verbreiteten Ausgaben enthalten in 34 Bänden die schönsten Werke der alten Hellenen: Herakles, Prometheus, — Alte und neue Fieber in Leib und Blut. — Die schöne Melusine. — Die Schilddrüse. — Magellone und Altes Peter. — Kaiser Octavianus. — Die sieben Schwaben. — Genoveva. — Die Feindensklinder. — Der gehörnte Siegfried. — Die drei Schwefel. — Die drei Rolandknappen. — Gullenpiegel. — Trifan und Sfolde. — Reineke der Fuchs. — Sigolais vom Rabe. — Fortunatus. — Doctor Faust. — Robert der Teufel. — Schlog La Ka. — Der arme Heinrich. — Die sieben weisen Meister. — Herzog Ernst u. c.

26. Antigone. Ein Trauerspiel. Leipzig 1839. Im Vorwort dieses Stückes, welchem die gleichnamige Tragödie des Sophokles zu Grunde liegt, erklärt der Verfasser, daß es sein Streben gewesen sei, das Meisterwerk griechischer Poesie als Meisterwerk deutscher Sprache und Verskunst wiederzugeben. Damit betrat Warbach die Bahn eines dem an der Zeit in Deutschland so seltenen, als wohl und anerkannt werden kompetenten Kritiker's seines Zeitalters aufgeführt und anerkannt worden ist. Sowohl in allen seinen späteren dramatischen Originalabhandlungen, wie in den Nachsichtungen der sämtlichen Tragödien des Sophokles und Aeschylus und verschiedener Stücke Shakespeare's handelte er sich ihm darum, den schlechten, gemeinen Geschmack zu bekämpfen, den er mit feuriger Entrüstung verdammt, dem Verfall der deutschen Bühne zu Hilfe zu kommen und die dramatischen Meisterwerke anderer Culturen, voller zum vollgiltigen Eigenthum des deutschen Theaters zu machen.

Alle kritischen Stimmen, welche in den Sinn dieser Absicht einzudringen vermochten, haben die geniale Kraft des Dichters rühmend anerkannt. Es ist uns hier kein Raum gegeben, auf diese Anerkennungen näher einzugehen. Nur einige kurze Stellen aus Dr. Zimmermann's (seit Professor in Gießen) ausführlicher Besprechung von Warbach's „Aeschylus“ (S. 30.) wollen wir anführen, weil sie für dessen ganze dramaturgische Thätigkeit charakterisierend sind. Gelehrter Zimmermann sagt: „Ein gelehrter und philosophischer Forscher, dem es gelungen ist, das hellenische Alterthum durch eine Reihe verdienstvoller Werke dem modernen Bewußtsein gegenwärtig zu machen, ergreift hier zur tragischen Bearbeitung einen der prädestinirten und absehbendsten Stoffe, den die antike Sagenwelt uns überliefert hat, und scheint zum schlagenden Beweise dafür, daß er ein echter geborener Dichter ist, durch die enormen Schwierigkeiten, die er sich selbst entgegenstellt, erst die volle Kraft zu einer bewundernswürdigen Leistung zu gewinnen. . . Die Vortrefflichkeit des Beweises beruht aber wesentlich darin, daß drei Genien, die wir nur zu häufig in den poetischen Productionen von einander getrennt finden, sich darin die Hand zum innigsten Bündniß reihen, nämlich die strengste stilliche Selbstreinhaltung durch den Broch der schöpferischen Thätigkeit, die ganze Macht der ursprünglichen Phantasie, der die profanale Reflexion so fern liegt, daß ihr die eigenen Tieren wohl erst durch fremde Kritik zum völligen Bewußtsein kommen können, und eine künstlerische Schule, die alles Inbildliche den allgemeinen Schönheitsgesetzen unterordnet und uns so lebendiger hervorwachen läßt. . . Neben wir uns (obwohl der ästhetischen Beurtheilung, zu streuen wir uns an der großen Feinheit, Sicherheit und Tiefe, womit der Tragiker die überaus schwierige Schicksalsfabel bis zur Meisterhaft entfaltet. . . Die Charaktere wachsen wie Naturgebilde mit vollkommen organischer Lebendigkeit aus ihrem Mittelpunkt heraus und legen bei der größten Anspruchlosigkeit, womit der Dichter sie zur Erscheinung bringt, jenes ganze Durcheinander der inneren Persönlichkeit an den Tag, das einen unerhöplichen Reichtum für die philosophische Entfaltung in sich trägt und die einzelnen Persönlichkeiten zu einer Welt in kleinen macht. . . Der Dialog bewegt sich mit großer Natürlichkeit, Wärme und Anmuth. Die Sprache ist durchaus eigenwillig, aus der inneren Dichtersee hervorgegangen, durch das Studium der alten Tragiker befruchtet und gehoben und doch ganz unter dem Himmelslicht romantischer Anmut, gewandter, im Einzelnen an Fleiß märchenartiger Beschlichkeit und blumige Fülle erinnernd, der aller Würde mit vornehmender Anmuth, am gewaltigen, um jede Nebenbühne abgepreßt ist und die Leidenschaft in ihrer maddesten Gestalt hervortreten. . .“

Nach dieser kurzen Bemerkung führen wir Warbach's weitere dramatische Werke, von der Chronologie seiner Schriften abweichend, der Reihe nach an:

27. König Oedipus von Sophokles, bearbeitet und mit Erläuterungen versehen. Leipzig 1843.

28. Der Reichthum des Aristophanes. Zur Vermaße des Originals. Leipzig 1844.

29. Hippolytos. Tragödie. Leipzig 1846. Neue Auflage 1858.

- 30. Sophokles' Tragödien in deutscher Nachdichtung: König Oedipus (I. 27), Oedipus in Kolonos, Antigone (I. 26), Trachinerinnen, Iphig. Kleitras, Phokides. Leipzig 1854—55.
- 31. Medea. Tragödie. Original. Leipzig 1858. (Vergl. Nr. 25.)
- 32. Ein Belshazzarsagen. Tragische Trilogie: Julius Cäsar, Brutus und Cassius, Antonius und Kleopatra. — (Ein imponantes Werk mit höchst beachtenswerther Einleitung.) Leipzig 1860.
- 33. Derobes. Ein Lustspiel. Leipzig 1866.
- 34. Thelma. Tragödie nach Schafepare. Leipzig 1864.
- 35. Proteus. Ein Lustspiel. Leipzig 1864.
- 36. Coriolan. Tragödie. (Original.) Leipzig 1866.
- 37. Romeo und Julia. Tragödie nach Schafepare. (Über wacher eine Kritik der Britischen Kritik anführte: „Dieses schöne Gedicht enthält hier vermischt auf der wunderthätigen Hand des Bildners eingewirkt.“) Leipzig 1866.
- 38. Die Dreien des Aristoteles: Agamemnon, Ulophoren, Eumeniden. Ein einer einander die Erklärung: Dämonen und Göttergötter, zur Vorführung der Dreien, Dramaturgische Darstellung des Inhalts der Dreien. Leipzig 1874.
- 39. Schafepare-Bromviere. Bäuerlich-humoristisches Hausstück vor dem Hölleherden. (Ein sehr schönes, gewisses Gedicht“ sagt Prof. Glan in der Allg. Zeit.) Leipzig 1874.
- 40. Osmel. Tragödie nach Schafepare. Leipzig 1874.
- 41. Hefstodis' Tragödien. Deutsche Nachdichtung. Stuttgart 1883. Hierzu ferner:
- 42. Buch der Liebe. Liebesgedichte, Sonette und Oden. Leipz. 1839.
- 43. Das Adulations-Vieb. Uebersetzung. Mit Holzschneitten nach Zeichnungen von Gd. Bendorium, Julius Kühner, Kettel und Stehle. Brauchausgabe zur Feier des Jubiläums der Gründung der Buchdruckerkunst. Leipzig 1840. (Neue Ausgabe 1851 mit einer Abhandlung: „Das Adulations-Vieb und die adulationische Kalligraphie.“)
- 44. Die Dioskuren. Novelle in 2 Theilen. Leipzig 1840.
- 45. Insektienbuch. Taschenbuch. Leipzig 1843.
- 46. Schmachtsage. Neuausgabe für 1845. Neue Ausgabe 1846. (Inhalt: Nabal und Bamschitar. — Der Pleth. Die Liebesprobe. (Novellen.) — Alle Lieder, neue Klänge.)
- 47. Johannes. (Weiche religiösen und ethischen Inhalts, Uebersetzung aller Kirchensprüche, Gebete etc. etc.) Leipzig 1856.

- 48. Das Volkjahr Deutschlands. (Patriotische Gedichte, meist Sonette, auf den Krieg mit Frankreich bezüglich.) Berlin 1810.
- 49. Deutschlands Wiedererhebung. Zwei Romane „Deutsche Treue“ und „Friedrich Nüder.“ Leipzig 1871.
- 50. Lenz und Liebe. Lyrische Gedichte. Leipzig 1877.
- 51. Licht und Leben. Lyrische Gedichte. Leipzig 1883.

Reimauerische Schriften

- 52. Agenda. Dritte Auflage. Leipzig 1877.
- 53. Katechismusreden. Dritte Auflage. Leipz. 1874.
- 54. Am rohen Stein. Zweite Auflage. Leipz. 1877.
- 55. In der Säule der Weisheit. Leipzig 1871.
- 56. In tiefer Mitternacht. Leipzig 1870.
- 57. Daualer der freien Mauer. Leipzig 1878.
- 58. Das Reimauer-Liedbuch. Leipzig 1878.
- 59. Agenda II. Zweite Auflage. Leipzig 1874.
- 60. Agenda III. Dritte Auflage. Leipzig 1874.
- 61. Sechste. Leipzig 1879.
- 62. Schöner Reden.

Nun steht aus diesem Verzeichniß: Diese Arbeit hat nichts et multum geschrieben und gewirkt, aber Alles gebildet Männer und edle Frauen. Seine dramatische Muse ist er bereits charakterisiert Seine lyrischen Begier sind meist ernst, voll empfinden, heiligen Gesehts, in reiner, klarer Form, von großer Wirkung auf die Menschenseele. Immer hielt er sich bei seinem Schaffen das Wort vor Augen:

„Das ist die wahre Selbst,  
Zu führen mich in der  
Die ganze volle Gerechtigkeit“

Wäre seiner Schriften würden mehr ins-ll gedungen sein, wenn er dieselben, statt sie selbst zu verlegen, einem ansehnlicheren, die aus dem Vertriebe ein Geschäft machten, welchem er nicht consequent sehr Art von Reden von sich frei gehalten, theils aus nicht zeitgemäßem Vorurtheil, theils aus einer selbstmüthig unzeitigen Bescheidenheit.

Die Gesamtausgabe seiner Schrift mit deren Redaction er jetzt beschäftigt ist, dürfte Verlangtes nach. Der wärmste Befall aller edlen Seelen ist ihm gewiß.

### Die Schloßfrau von Scharfenstein.

Redaction von  
Liebermannsrecht vorbedulern.

Roman von G. von Wald.

(Fortsetzung.)

Graf Helbern schloß die Hauptthore auf, man trat in ein geräumiges Portal, dessen Wölbung von vier Marmorsäulen getragen wurde, an denen je ein Rohr aus buntem Marmor gemischt stand.

Diese eigenthümlichen Figuren, wohl geeignet, dem Eintretenden in den ersten Augenblicke einen Schreden einzujagen, trugen vergoldete Fackeln in den Händen, in deren züngelnden Flammen Laternen angebracht waren, um am Abend den weiten Raum zu erhellen.

„Wie eigenthümlich!“ rief Friederike.

„Mein verstorbenen Bruder, der sehr kunstsinzig war, hat sie vor vielen Jahren in Rom anfertigen lassen. Diese vier Wächter sind in der That Kunstwerke ersten Ranges!“ Aus der Vorhalle führte eine mächtige Flügelthür in den Speiseaal, zwei kleinere in lange Corridore, von denen man in die anstößenden Zimmer gelangte.

Der Speiseaal war ein gewaltiges Bierel mit fünf weiten Bogensitzen, von denen das mittlere zugleich als Thüre diente, die auf einen geräumigen Balcon führte, der über dem See am Fuße des Scharfensteins zu schweben schien. „Weld!“ erzuende Aufsicht!“ rief Friederike, indem sie ihr Auge weithin über die wüsterliche Landschaft schweben ließ.

„Im Frühjahr, zur Zeit der Baumbüthe, ist allerdings dieser Punkt weitaus der Schönste in der ganzen Gegend!“ logte die Gräfin.

Der Speiseaal war in Weich und Gold gehalten die Eden wurden durch mächtige Girandolen angefüllt, ein großer Kronleuchter, auch wie jene mit glühenden Glasbehangen versehen, hing an der bunt bemalten Decke. Die Möbel lehnten sich an die römischen Säulen an, waren reich mit vergoldeten Messingornamenten geziert.

Rechts und links von Spale behuten sich lange, in einander greifende Zimmerer genau im Schilde des ersten genannten Raumes, denen in der Form des Kaiserreiches gehaltenen, etwas zu unbequemen und mit glänzenden Bierorten überlade Möbeln versehen. Die Wände waren mit Tapeten bedec, die zum Theil griechisch-römische Tempel, sibirische anstaltschaften oder Scenen aus der Mythologie darstellten.

Die Damen ließen sich, sie die langen Zimmerreihen durchwandelt hatten, erel nieder.

„Nun, mein Kind,“ sagt Graf, „wir wollen uns jetzt gemeinschaftlich überlegen wie das Schloß wohllich einrichten. Ich schlage vor, nehmen alle diese Möbel und placiren sie in die oberelanne, die wenig oder gar nicht möbilit sind, ich lasse Wände neu decoriren, und dann fahren wir nach W oder München, um eine moderne, silbvolle Einrichtung wie sie die jungen Frauen lieben, zu beschaffen.“

„Wenn ich mir eine Erlaubnis dürfte,“ entgegnete Friederike, „so würde sie diehen, daß diese Zimmer, die meinem Schloß so ungenügen, in ihrem jetzigen Zustande unverändert verbleib. Wenn sie auch nicht modern sind, wenn auch vielleicht Mancher über diese altmodische Einrichtung verurtheilt, so legt doch ein so streng durchgeführter Stil darüß sie den kunstsinzigen Beschner entzücken muß. Im das aus seiner Nähe verkommen, was seinem Wohlstandig entspricht, was uns zugleich an Menschen erl die diele ihre Umgebung sich mit Liebe aufbauen und darin glücklich fühlen, nur weil es der weßselnden und, der wankmüthigen Mode nicht mehr entspricht. Inde, es ist eine besondere Vergünstigung des Himmels die, welche mit eigenem Be-

sthum geeignet sind, daß sie Kräuterhausrath um sich behalten können, daß man Geschlecht auf Geschlecht daran erkennt an Dem, was sie hinaufbringen, wie die Jahresringe an einem kräftigen Baume. — Was in den oberen Etagen nöthig ist zu beschaffen, das könnte ja im Geschmack der Neuzeit gemütht werden!"

"Nicht so, Friederike", rief der Graf, „das nenne ich aristokratisch denken; es sei so, wie Du es wünschst!"

"Ich stimme auch mit Dir vollständig überein, meine Tochter", sagte die Gräfin hinzu, „aber glücklich waren die Menschen nicht, die hier lebten. Möge Gott Euch ein heitereres Loos beschicken!"

Die alte Dame sah trübe aus; als Friederike sie nach dem Schicksal der Wochenhauer fragte, sagte sie: „Lassen wir Vergangenes vergangen sein!"

Die Herrschaften stiegen die eine der breiten steinernen Treppen hinauf, die von beiden Seiten des Portals sich in halber Höhe in einem Absatz beugend, dann zusammenstehend in die oberen Stockwerke führten.

Die Eintheilung der Zimmer war ungefähr dieselbe, wie unten; sie waren in demselben Geschmack, nur einfacher montirt. Man verabredete, hier die Möbel dichter zusammen zu setzen, die dadurch freigeordneten Stuben in altdäuischem Geschmack als Fremdenzimmer herzurichten.

Die Gräfin drängte, je mehr sie sich dem äußersten ästlich gelegenen Zimmer näherten, zum Rückzug. Die Schlüssel hatten alle schon ihre Schuldigkeit gethan, der Graf hielt nur noch den in der Hand, welchen vorher der Inspector besonders bezeichnet hatte, doch machte er keinen Gebrauch davon — öffnete die letzte Thür nicht.

„Und hier?" fragte Friederike.

„Kommen wir das!" antwortete die Gräfin und wandte sich zum Gehen. Unten angekommen, besprach sie nochmals mit ihrer Schwiegermutter die Eintheilung der Zimmer, dann tranken sie beim Inspector den Staffer und fuhren mit einbrechender Dunkelheit fort, diesmal den Weg durch den ausgedehnten Park des Schlosses nehmend, der sich nach und nach im Walde verlor. Der Mond ging eben auf, hier zog ein mächtiger Sechzehner über den Waldweg, dort trat ein Kudel Hefe auf die nebelumzogene Wiebe, ab und zu ließ ein Raubvogel seinen heiseren Schrei vernehmen.

Gegen 10 Uhr Abends langten die Herrschaften wieder in Feldernburg an, welches sie mit seiner ganzen Behaglichkeit angenehm umging.

### Bnölftes Capitel.

Der Rechtsanwalt Berger war in seine Heimath zurückgekehrt, er hatte die Tänzerin nicht wiedergesehen, ihre rührende Gestalt befristigte sein Gemüth, sie trat eben wieder lebhaft vor seine Seele, denn vor wenigen Augenblicken hatte er einen Brief von Theobald von Feldern aus Elbera erhalten, in dem er seinen Vorschlag, für die Tänzerin trotz ihrer Ablehnung eine Summe zu offeriren, genehmigt fand.

Der Brief war geschäftlich, höflich abgefaßt; sein Wort der Frage, wie es seiner ehemaligen Geliebten, wie es seinem künde ergehe, wie das unglückliche Mädchen die Vorkaschaft aufgenommen habe, war darin zu finden.

Die herlose Art des jungen Mannes empörte Berger tief, unwillig legte er das Schreiben bei Seite, sammelte die Schuldenbücher seines Klienten, adrehte die Summe, welche er für Felicitä beanpruchte, hinzu und schrieb an das Bankhaus, um wegen Auszahlung derselben mit ihm zu verhandeln.

Er hatte Friederiken seit jenem Abend nicht wieder gesprochen, er gedachte ihrer wie einer lieben Todten, die einen unlagbaren Glanz des Glückes, des göttlichen Friedens in das Sein des Ueberlebenden zurückstrahlt. Von dem Präsidenten von Watersbach hatte er gesprächsweise erfahren,

daß seine Schwägerin sich bei ihren künftigen Schwiegereltern in Feldernburg befinde und daß sie sich, nach ihren Briefen zu urtheilen, dort wohl und glücklich fühle.

Auch die Anlegenheiten des Herrn von Watersbach waren von Berger geordnet worden, mehrfache Besprechungen beider Herren hatten dabei stattgefunden, welche nicht nur die geschäftlichen Beziehungen schnell gefördert, sondern auch ihre Herzen näher gebrückt hatten. Beide Männer empfanden gegenseitig die höchste Achtung für einander und sprachen den Wunsch aus, daß ihr Begehren mit Beugung der Geschäfte nicht seinen Abschluß erlangen haben möge, sondern daß sich ein ferneres freundschaftliches Verhältniß daraus gestalten möge.

Herr von Watersbach meinte dies offen, ohne jeden Zweifel, daß sich seine Wünsche erfüllen würden, wohingegen in Bergers Gemüth die Sorge auflieg, daß Christiane mit einem derartigen Verlehe durchaus nicht gebiet sei. Im Hause der Frau von Wentland hatten sich manche Veränderungen vollzogen. In erster Linie hatte sie die Equipage verkauft, was man, da beide Töchter sich bald verheiratheten, sehr natürlich fand. Die Geheimrätthin benutzte mit Christianen jetzt fast täglich das Bergespaan Feldern. Die fehlende Equipage machte auch die Gegenwart ihres Dieners unthätig. Man wunderte sich im Anfang wohl etwas darüber, daß die vermögende Dame sich ohne solchen behelfen wollte, diese motivirte jedoch ihr Verfahren damit, daß sie den Glücke ihres alten Johann nicht im Wege sein wolle, der bei ihrem künftigen Schwiegerohn Feldern ja eine viel bessere Position erhalten habe, als sie ihm jemals hätte geben können. Mit Genehmigung des Grafen siedelte Johann mit seiner Familie bereits früher nach Scharenstein über und erhielt zur ebenen Erde im östlichen Flügel des Schlosses seine Wohnung. Sie war hier am günstigen für die Herrschaft und für ihn gelegen, er konnte direct in die im Erdgeschosse gelegenen Wohn- und Wirthschaftsräume, außerdem mittelst einer Wendeltreppe in die oberste Etage gelangen.

Sein Gehalt hatte ihm die Geheimrätthin nicht ausgesetzt; in der frohen Aussicht, nun bald in geordnetem Verhältnisse zu kommen, vermehrte er es gerat, wolle noch Scharenstein ab, richtete sich hier wohnhaft ein und war der Familie Meyer behilflich, die Kämmlertheil des Schlosses für die junge Herrschaft in Stand zu setzen. Johann hatte sich schnell mit dem Inspector und seiner Frau befreundet, die gemeinsame Thätigkeit, das gemeinschaftliche Gefühl der Berechnung und der Liebe für Friederike, die im Sturme der Herzen der hieheren Landleute gewonnen hatte, führte sie schnell zusammen.

Die untere Etage des Schlosses stand schon fertig eingerichtet da, der Graf hatte aus den oberen Stockwerken alle Möbel heruntergeschaffen lassen und das Ganze dadurch noch weit wohnlicher und behaglicher gemacht. Auch hatte er verschiedene Kunstwerke, zum Theil aus den überlieferten Beständen Feldernburgs entnommen, zum Theil neu gekauft, hinzubefügt. Die obere Etage sollte ganz neu montirt werden. Zu diesem Zwecke hatte Frau Meyer den Auftrag, nachdem Maler und Tapezierer schon das Ihrige gethan hatten, dieselbe ehe die Möbel anlangten, einer gründlichen Reinigung zu unterwerfen.

Dies that sie denn auch gewissenhaft, die Mädchen waren in allen Zimmern vertheilt, sie selbst legte fleißig mit Hand an und beorderte eben den Parquetboden eines im östlichen Flügel gelegenen Zimmers, welches beinahe über der Wohnung Johanns lag.

„Nun, Frau Meyer," rief dieser, indem er seine Bürste mit Energie schwang, „seht, sind wir so bald am Ende, man wird warm bei der Arbeit. Nur noch dieses Zimmer, dann sind wir fertig, und die Sachen können kommen." Er deutete dabei auf die Thüre, welche Graf Feldern bei seinem Besuche nicht geöffnet hatte.

Frau Meyer nickte und bearbeitete den Fußboden mit doppelter Kraft.  
„Kommen Sie, Johann,“ sagte sie endlich, „es dunkelt schon, wir können doch nicht mehr recht sehen, und eine Tasse Kaffee haben wir uns wohl verdient.“

Johann stützte sich auf seine Bürste: „Hätte gern heute Abend noch die ganze Weibe fertig gemacht, ich dünkte, Frau Meyer, wir nehmen dieses Zimmer auch noch.“ Mit diesen Worten drückte er fest auf die Klinke, die, ohne daß die Thür sich öffnete, einen schrillen, scharfen Ton von sich gab.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn,“ rief die Frau erschrocken. „Kommen Sie, Johann, kommen Sie!“

Johann sah die alte Frau erblauet an.

„Habe ich Sie erschreckt, Frau Meyer? Es war nur die Klinke, die wohl seit Jahren nicht geschmiert ist.“ Mit diesen Worten schloß er wieder nach dem schweren Messinggriff.  
„Um Gotteswillen,“ rief die Inspectorin und erfaßte seine Hand, so daß der Wesen und die Bürste weithin durch die leeren Räume dröhnend auf die Erde fielen. „Ach Du lieber Gott, Du lieber Gott,“ rief sie und zog Johann mit sich fort. „Sag ja, das Zimmer — der Spul ist doch noch da, mach mein Alter auch jaeger was er will!“

Der verwunderte Johann folgte der zitternden Frau, die in der Eile und in der grenzenlosen Aufregung vergaß, die Thüren wieder zu schließen. Erst in ihrer Wohnung angekommen, nachdem der braune Trank ihre Nerven etwas beruhigt und sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Inspector nicht in Hörweite war, erzählte sie flüsternd, was sie von dem geheimnißvollen Zimmer, das seit Menschen-gedenken Niemand mehr betreten habe, wußte, doch nicht eher, bis Johann ihr hoch und heilig versprochen hatte, darüber zu schweigen.

Es waren verworrene Geschichten, von einer weisen, schönen Frau, die ohne Kopf darin herumwandeln sollte, um eine große Schuld zu büßen, von einem Grafen Feldern, der diese Gestalt verfolgte, von furchtbaren, unheimlichen Geräuschen, die zuweilen wie jammernde Klageklänge aus dem Zimmer erschollen. Die Alte redete sich wieder so in Eifer und Aufregung, daß sie am ganzen Körper zitterte und mehr als gewöhnlich Kaffee bedürfte, um sich zu kräftigen und ihre trockene Zunge anzufeuchten. „Es hängt mit einer düstern Familiengeschichte zusammen, hinter die Niemand gekommen ist, die auch wohl Niemand erfahren wird. Der verstorbene Bruder des gnädigen Herrn ist dabei mit im Spiele, seine schöne junge Frau auch; man weiß nur, daß sie zur Franzosenzeit, als die Nothholen hier auf Scharfenstein arg hausten, plötzlich gestorben ist, daß der junge Baron darauf verschwand und nie wieder den Scharfenstein betreten hat. Irigendwo im Auslande ist er als alter Mann gestorben. Die junge Frau soll jenes Zimmer, zu denen diese Thür führt, und zu denen man von Ihrer Wohnung aus auf der kleinen Wendeltreppe gelangen kann, bewohnt haben. Gehen Sie nur niemals diese Treppe, bei Leibe nicht etwa

im Dunkeln oder gar um Mitternacht hinaus, Sie können einen Schrecken haben, der Ihnen den Verstand oder das Leben kostet.“

Johann lächelte ungläubig und versuchte durch Vernunftgründe die Angst der guten Frau zu beschwichtigen, was jedoch durchaus ohne Erfolg blieb.

„Der Herr Graf und die Frau Gräfin betreten diese Zimmer niemals,“ sagte sie, von der Wahrheit des Spulens überzeugt, „auch neulich bei der Befichtigung des Schlosses mit dem Fräulein haben sie dieselben nicht aufgeschloffen. Mein Mann hat mir's endlich doch zugegeben, obgleich er es im Anfang nicht Wort haben wollte. Na und wenn solche Herrschaften selbst Furcht haben wollen, da muß doch etwas Wahres daran sein. Bedenken Sie doch, Johann, solche vornehme, gebildete Leute.“

Johann schüttelte überlegen den Kopf, versprach aber gegen Feden, besonders den Inspector, zu schweigen.

Theobald von Feldern lag in Eldena seinen Studien ob, die Correspondenz mit Friederike wurde rege fortgesetzt, die anregenden Briefe seiner Braut spornten ihn zu neuem Eifer an. Mit Freuden gewahrte er, daß die Stimmung seines Vaters gegen ihn von Tag zu Tag besser wurde. Der Graf fügte zuweilen den Briefen seiner Schwiegertochter einige Worte hinzu, aus denen heroorig, wie glücklich er und die Gräfin über die Wahl ihres Sohnes waren.

Auf Theobald war Dies nicht ohne Einfluß, zum ersten Male in seinem Leben fühlte er sich durch ernste Studien wirklich angeregt und zugleich mit diesem Gefühle erwachte für seine Braut etwas in seinem Herzen, was er bis jetzt noch nicht in diesem Maße empfunden.

Mitten in der Arbeit, in stillen Stunden trat Friederikens Bild lebhafter denn je vor seine Seele, er fühlte für dieses seltene Mädchen, deren Werth er bis dahin noch nicht erkannt hatte, eine Neigung, die nicht nur flüchtig, wie bisher immer, sein Herz geitreift hatte.

Dem Willen seines Vaters folgend, hatte er, im Dunkeln tappend, diese Wahl getroffen, jetzt kam das Bewußtsein erneut über ihn, daß ein glücklicher Stern über ihn gewaltet habe. Diesen Gefühlen entsprechend wurden seine Briefe an Friederike immer wärmer und inniger, sie enthielten jetzt nicht nur landwirthschaftliche Mittheilungen, sondern Ergüsse eines überfließenden, zärtlichen Herzens. Friederike fühlte sich dadurch beunruhigt, sie hatte gehofft, ihrem Verlobten eine treue Gattin, eine Leiterin auf dem guten Wege des Lebens zu sein, sie hatte sich das Bündniß mehr als ein freundschaftliches, auf gegenseitige Achtung begründetes gedacht. Die Achtung, die sie ihm bis jetzt noch nicht zollen konnte, wollte sie ihm anerbieten; daß sein Herz wirklich in Mittheilung kommen würde, daran hatte sie noch nicht gedacht.

(Fortsetzung folgt.)

## — Aus „Licht und Leben.“ —

Wald bin ich nichts als eine Stimme noch;  
Ob aber weiter nichts, so bin ich doch!  
Dann that ich ab das Kleid, das mich gekränkt,  
Weil meine Freiheit läßt es bestränkt;  
Ich aber lebe, — ob kein Kind der Zeit,  
Vollbürger doch im Reich der Ewigkeit! —  
Darch's Reich des Todes eine Stimme tönt,  
Die allen Todten in die Ohren dröhnt,  
Um sie zu wecken mit Posaunenfall, —

Und meine Stimme ist ihr Wiederhall! —  
Ein Wiederhall, der selber selbst bewagt  
Zu Sehnsuchtspein und sel'ger Wehelaust, —  
Der lebt und leidet, so wie sein Schöpfer lebt,  
Der ihm vom Stamme, Gask zu sein, erhebt! —  
Mein Leib zerfällt, mein Name wird verworhn,  
Doch mich, die Stimme, wird die Welt verneh'n,  
Die Welt der Selster, welche ewig leben  
Und aus der Finterniß zum Lichte streben.

Oswald Marbach.

## Auf dem Watzmannshof.\*)

Erghlung von A. Dorn. Illustrirt von B. Busch.

Kochbuch verheiratet.  
Liebesgerichtsrecht vorbehalten.

(Fortsetzung.)



4.

In Watzmannshofe hatte die Kunde von der großen Erbschaft, welche Sophie gemacht, große Aufregung und Meinungsverschiedenheit hervorgerufen. Von den nahen und ferneren Ortschaften kamen Sonntags die Verwandten und Befreundeten in ihren Kaleschen auf den Watzmannshof gefahren, ein Jeder verlangte die große unglubliche Neuigkeit noch einmal gründlich und ausführlich zu vernehmen. Da es war wirklich und wahrhftig wahr, die Leute in Mdelbach wußten's nicht allein von den Watzmannsleuten selber — die waren noch am allerschweigsamsten darüber — nein, man wußte es haarklein mit allen Clauseln und Kleinigkeiten vom Schulmeister, der zugleich Köstler, Kirchenreiber und Zeitungsblatt von Mdelbach war. Der wußte es natürlich am allerbesten wissen. Hatte er doch Geburts- und Taufschein aus dem Kirchenregister für Sophie Watzmann abschreiben müssen, und der Herr Dorfschule Watzmann hatte seine Namens-Unterschrift unter das Document setzen und beschönigen müssen, daß die Sophie sein Kind, sein eigen Fleisch und Blut sei. Sodann war der Schein an das Stadtgericht zu T. geschickt worden, und die Sache war mit allen ihren Unglublickeiten nun doch eine richtige, wahre Geschichte. Die Mdelbacher und die Verwandtenstippe, sie sperreten Mund und Ohren auf und es gab Wodden lang kein interessanteres Gesprächsthema als von dieser Erbschaft zu sprechen. Daß der Pächter vermöge seines Contractes noch Jahre lang im Klosterhof zu wohnen hatte, war den Weibern gar nicht recht, sie hätten am liebsten schon morgen des Watzmannsbauern Tochter da einzusehen sehen mögen, die eine Baronin und eine so vornehme reiche Frau geworden war. Denn in der kleinen Welt von Mdelbach regierten ja dieselben Factoren, wie in der großen Welt überall. Geld und Besitz nennt sich das nervus rerum! Den Besizer dieser guten Dinge machten sie klug und mächtig, gut und edel. Der Eigentmmer des reichen, schönen Klostergrundes mit den vielen hundert Morgen Ackerlandes und einem Haufen baaren Geldes dazu, durfte nicht der geringste Tadel annehmen, nein, Jedermann sprach von jezt ab mit dem gröſsten Respect von der „Erbin“.

Nun, von einer derartigen Verherrlichung ihrer Tochter kam allerdings den Watzmannsbauern nichts in den Sinn, aber eine etwas veränderte Stimmung herrschte auch dort, allzusehr war der Besitz ihre Gottheit, die sie verehrten, als daß sie den Werth verkennen sollten, welchen fortan diese reiche Tochter besaß.

„Mutter,“ sagte eines Tages Michel zu seiner Frau — „unser Mädel hat doch ein Glück in der Welt gehabt, da hören alle Möglichkeiten auf.“

Die Wuerin ließ den Mund hängen.

„Ja,“ sagte sie hart, „da heißt's denn, dem Verdienste seine Kronen, und Eltern segnen baut den Kindern Häuser; na Alter, unser Segen kann's jaft dem Wbchen nicht eingebracht haben, verdient ht' sie's am allerwichtigsten um uns! Nun, Reid und Mißgunst ist längst nicht meine Sache, mag sie's im Frieden genießen, wenn sie kann. Wahr ist's ja schon, aus anderem Feind sind nun einmal zwei meiner Kinder geformt; das älteste und das jüngste, und die beiden hängen aneinander wie die Kletten. Dem Fritz gegenüber kommt mir's sruweilen hart genug an, wenn ich immer wieder mit anhören muß wie er die Schwester herausschreit. Der

ht's schon am liebsten, Du und ich vergzen einfach Alles, und thäten, als sei die Sophie uns immer das gehorsamste Kind gewesen. Na, und das verwind' ich nun einmal all mein Betag nicht, und jezt schon erst recht nicht, allwo sie auf einmal so mitten unter uns gelebt ist, da auf das vornehme Mttergut und steinreich.“

Michel Watzmann warf sich in die Brust. „Nach's doch nicht gar zu gefährlich,“ sagte er, „mit dem steinreich sein' da drüben,“ und er wies mit krummem Daumen nach der Richtung, wo ungefähr das Klostergut liegen mtte. — „Kommt doch noch sehr d'r auf an, wer den Vogel abschickt, wenn's an's Geldbhlen geht; aber 's ist doch eine schöne Sache um so eine Erbschaft. Das Mädel, die Viele braucht nun und nimmer etwas von uns.“

„Na, ich mein', Du ht't' auch sonst den Beutel für sie nimmer aufgemacht,“ sagte die Wuerin, und ein förderbar lauernder Ausdruc lag in den klugen Augen.

Der Bauer piff sich eins und steckte die Hände in die Hosentaschen. Ohne auf die letzte Frage seiner Gattin zu antworten, sagte er nach einer Weile:

„Höre Frau, stell' dem Fritz nichts in Weg von wegen der Reise. Seine Schwester hat ihn und den Kleinen eingeladen, und da wollen wir ihm die Freude nicht mit Gehässigkeiten verderben. Auf der Fohrlit kann er ja auch augenblichlich am leichtesten abkommen. Sapperlot,“ setzte er vergnügt mit den Fingern knallend hinzu, „jezt freut's mich doppelt und dreifach, daß ich das Haus draußen hab' anfangen lassen. Pogh Clement, das soll sich sehen lassen können neben dem Klosterhof, so wahr ich Michel Watzmann heiße, der Fritz braucht vor der Schwester nicht unterzuden.“

Die Wuerin zog sich mit einem Ruck die Schrzenbnder fester um die runde Taille. „Michel,“ sagte sie, und Zorn und Trauer klang in der Stimme. „schm' Dich, bist längst kein rechter Bauer mehr. Wenn ich die Sache bei Licht bescha, da wird's mir klar genug, wie's hat kommen müssen. Der Apfel fllt immer weit vom Stamm. Baue Dir nur Dein vornehmes Haus, benenne es mit fremdem Namen, setze Sohn und Enkel in vergoldete Kuttschen; ich aber bleib' auf dem Watzmannshofe, will's Gott bis an mein selig' End'. Keiner soll der Watzmannsbuerin nachsagen können, daß der Hochmuthsteufel auch sie gepackt und sie der Wter Stand und Sitten den Rücken gelehrt habe für neumodischen Firtelanz, der dem Bauer doch nur pot wie die Faust auf's Auge.“

Sag't und ließ den verblst dreinsehenden Gatten stehen. Michel kraute sich bedenklich hinter'm Ohr. Der Wuerin scharfe Stimme gellte durch Haus und Milchstalle, den Mgen im Watzmannshofe versprach das für heute einen schimmigen Tag.

5.

Professor Reinhardt's Ferien hatten ihren Anfang genommen und er rstete sich mit seiner Mutter zur Reise in's Gebirge. Seit Frau von Torpaten mit dem Knaben das Haus verlassen hatte, waren erst Wochen vergangen und Oscar war es doch als länger bereits Jahre dozwischen, seit er Sophie's sonniges, liebes Gesicht nicht mehr gesehen und ihrer tiefen sympathischen Stimme nicht mehr gelauscht hatte. Sophie hatte bei ihrem Scheiden gar so herzlich zu bitten verstanden, doch bald, recht bald sie in ihrem Heim im Gebirge aufzusuchen, und ihren Bitten war

\*) Die Illustrationen zu dem Roman: „Auf dem Watzmannshof“ werden erst mit nächster Nummer fortgesetzt.



— — — *Siehe's Verlodung.* — — —

„Ich soll nicht nasdern, sagt Mama,  
Doch hehn so viel süße Dinge da,  
„Ach, härt! ich nur ein eintzigs Elend!“  
Spricht Klesden in der Verlodung Qual.

Sie idont und gräbels in ihrem Sinn,  
Dann eilet sie flugs zur Altama hin,  
Die mit der Frage sie überredet:  
„Sag', Altama, hast Du nie genaldet?“





H. G. Beszko

Wäſſiger Winter. Nach einem Gemälde von Suertſchkoff. (Zelt Seite 411.)

nun gar Frau Doctor Meinhard noch kräftig zu Hilfe gekommen. Oscar sah sich wie gefangen in einem Netz, aus dessen Maschen er sich nirgend wieder herausfand. Die beiden Frauen, die junge und die alte, hatten aber auch in der letzten Zeit eine Welt von Heimglichkeiten mit einander gehabt, er hatte sie Beide einmal bei ihrem tête-à-tête im Garten plötzlich überrascht, da hatte Sophie ganz nutzlos einen großen Juvic Weinlaub heruntergerissen und zerpfückt und seine alte Mutter war roth geworden wie ein junges Mädchen, und nachher hatte sie ihn mit schlecht verdeckter Nührung einen lieben, alten, stodgelehrten, aber recht unwissenden Bücherwurm genannt.

Bedor Mutter und Sohn ihr Haus in der Stadt verlassen, sollten sie noch durch einen sonderbar unerwarteten Besuch überrascht werden. Dettless, Baron von Torpaten — stand auf der Karte, welche Dörte ihrer Herrschaft in's Zimmer legte. — Frau Doctor Meinhard, als sie den Namen vor sich sah, welchen sie nur durch Sophies Beschreibung kannte, war einermäßen erschauet, ein zuvorkommendes, beinahe bescheidenes Wesen bei dem Besucher vorzufinden, welches durchaus nicht zu der Vorstellung paßte, die sie sich von dem Manne gemacht. — Oscar fixirte ihn schärfer, auch er hatte sich vom ersten Eindruck verleiten lassen, milder über den Charakter des Rufsen zu urtheilen, indessen je länger er mit Dettless sprach, desto mehr vertheilte der lauernde Ausdruck der Augen jegliche Sympathie, das unruhige, zerfahrenere Wesen des Besuchers, das höfliche Verzeihen der Winkel, welches dem Gesichte etwas Unheimliches gab, machte auch seine Mutter bekommen, sie athmete erst wieder freier auf, als der Mann aus ihrem Gesichtskreis verschwunden war.

„Ich habe nun einmal immer das Unglück, meine verehrte Schwägerin nicht anzutreffen,“ sagte Dettless mit dem Tone so tiefen, aufrichtigen Bedauerns, daß Oscar im Augenblick die Enttäuschung seines Besuchers wirklich leid that. — „Ich bin lediglich nur deshalb gekommen,“ fuhr Dettless fort „um mich bei Frau von Torpaten für die mir von ihr bewiesene Großmuth zu bedanken. Meine Schwägerin hat mich durch die Bezahlung einer sehr quälenden Schuldenlast aus peinlicher persönlicher Verlegenheit gerissen. Sie hat mich in den Stand gesetzt, einmal wieder frei aufathmen zu können, und wenn sie mir auch den dümmen Streich gespielt, mir durch ihren Knaben meines Bruders Erbtheil aus den Händen zu reißen, so — bah man muß sich in das Unabänderliche schließlich fügen, und ich hab's längst gethan. Daß die Baronin sich mit dem Knaben in Dornhausen im bairischen Gebirge befindet, hörte ich eben von Ihrer Dienerin draußen, hm —“ Ein wilder, lauernder Blick schoß ihm dabei aus den kleinen funkelnden Augen, Frau Doctor Meinhard erschauete davor bis in's Herz hinein, und Oscar verflüchtete Dörtes Klammermund im Stillen. Der Mann mit dem gelben, häßlichen Gesichte paßte ihm am allerwenigsten in sein Feriendyll hinein. Dennoch nickte er stumm nachgeben.

„Ich gehe sehr bald mit meiner Mutter nach dort, Herr Baron,“ sagte er; — „wollen Sie mir einen Auftrug an Ihre Frau Schwägerin geben, ich bin bereit ihn auszurichten.“

„Ich danke, mein Herr Professor,“ — Dettless verbeugte sich mit einem schadenfrohen Nicken. — „Apropos“ setzte er dann hinzu, „meine Schwägerin ist also unumgänglich Besucherin des Uelzen'schen Vermögens geworden?“

„Ja wohl, unumskränkt,“ erwiderte Oscar. „Herr von Uelzen, welcher ja wußte, daß sein Großneste ein Majorat erbt, wollte durch die Erbschaft die Mutter in den Stand setzen, frei und ungebunden für sich und des Sohnes Zukunft sorgen zu können.“

Dettless lauff die dünnen Lippen zusammen. — „Unumskränkt,“ murmelte er, — „hm — eine schöne Sache das! — Und wenn mir die Frage gestattet ist — setzte er hinzu — ist keinerlei beschränkende Clausel im Testament?“

„Darüber würde Ihnen Herr von Uelzen's Rechtsanwalt am Besten Antwort geben können,“ antwortete Oscar gefassen.

Das cholertische Temperament Dettless's begann durchzubrechen. „Bah,“ sagte er spöttlich, „Sie, mein Herr Professor, Freund und Hausgenosse des Verstorbenen, sollten das nicht so gut wissen, als ein Rechtsamwalt? Machen Sie mir doch nichts vor!“

„Sie vergessen, Herr Baron, daß Sie auch nicht den Schattens eines Rechtes besitzen, mich auszufragen.“

„Das meinen Sie?“ höhnte Dettless. „Bin ich nicht Vormund des Knaben, habe ich nicht seine Rechte zu wahren, kann's mir einerlei sein, wenn in dem Testament vielleicht steht: Unter dieser oder jener Bedingung mache zu meiner Umverwalterin Die und Die; z. B., mein verehrter Herr, kommt mir beinahe vor, als müßten Sie etwas von der angehängten Clausel repräsentiren, als — ha ha! — mit einer solchen Zugabe lebt sich's auch vom Gehalt eines Gelehrten comfortabel genug, und Madame la Baronesse wird sich als Frau Professorin sicherlich auch nicht die Butter vom Brode nehmen lassen. — Na na, darum keine Feindschaft,“ setzte er schnell in einen anderen, cordialeren Ton umspringend hinzu, als er Oscars etwas drohende Bewegung bemerkte. „Bitte tausendmal um Verzeihung, ein etwas geradezu gewesen, sehe es ein, — aber meine Frau Schwägerin und Alles was mit ihr zusammenhängt, will mich stets auf, es ist ja auch eine zu wunderbare Geschichte. Sehen Sie, ich habe mich auch schlimm dämpfen lassen, einen Wischer von oben herab einstecken müssen, denn meine energische, resolute Schwägerin hat sich an unseren Kaiser gewendet. Parbleu, eine bunte Welt, eine curieuse Welt, und Bärenblut ist's und bleib't bei alledem doch! Nun ich will nicht länger stören, Herr Professor, wünsche Ihnen allerseitig glückliche Reise und ein süßes Wiedersehen. Grüße brauchen Sie nicht auszurichten, komme wohl einmal selber hin, muß doch auch selbst nach meinem Mädel sehen, dem zukünftigen Majorats Herrn. Adieu.“

Sich mit forcirter Heiterkeit empfehlend, wartete er nicht auf eine Antwort des Hausherrn, sondern verschwand mit auffallender Hast aus dem Hause, an Dörte mit einer Eile vorbeilaufend, daß er mit der alten Dienerin unanft zu sammenrannte, noch bevor dieselbe die Hausthüre öffnen konnte. Kopfschüttelnd und verwundert sah sie nach, wie er auf dem Kieswege dahinstolperte. „Ein unheimlicher Gast,“ murmelte sie — „und that doch erst so bescheiden und manierlich. Wahrlich, wüßte ich nicht, daß morgen schon der Herr Professor mit seiner Mutter zu der jungen Frau reist, ich thät mich ordentlich fürchten, dem wüßten Menschen da gelagt zu haben, wo sie mit dem Zingen wohnt.“

Wie Mehlthau war's auf Oscars wärmste, edelste Gefühle gefallen: an was er in seiner selbstlosen Seele nie gedacht, daß Sophie doch schließlich die reiche Erbin war, nach welcher er seine Hand ausstreckte, dies hatte ihm erst die unverdeckte Anspielung Dettless's vor Augen geführt. Zweifel begannen ihm plötzlich zu mariren: wie, wenn nur Dankbarkeit, der Glaube eine Pflicht zu erfüllen, Sophie dazu getrieben hätte, ihm eine Neigung anzudeuten, welche sie in Wirklichkeit gar nicht für ihn besaß? Das Testament des Herrn von Uelzen war in der That mit beschränkenden Clauseln versehen, und die Universalerbin, welche die Theaterlaufbahn aufgeben mußte, um sich das Erbe zu erhalten, nahm, indem sie dies that, einem Anderen, ihm selber das Erbe vor der Nase fort. Oscar legte sich jetzt auf einmal die sonderbare Lage, in welcher Sophie dadurch zu ihm stand, klar vor Augen. Er hatte, von Liebe und Leidenschaft geblendet, gar nicht daran gedacht, daß auch andere Beweggründe Sophie leiten könnten, seine Werbung um ihre Hand anzunehmen, als die reine laute Zuneigung des Weibes zum Manne. War sie nicht beinahe moralisch ge-

zwingen, seine Werbung anzunehmen, um ihm mit ihrer Hand das Erbteil wieder zuzuführen, welches sie ihm nun doch einmal nehmen mußte? — Je tiefer Oskar in diese Ideen und Qualen hineingrübete, desto mehr fing er an, sich ob seiner Kurzsichtigkeit anzufallen. „Wenn es nur das wäre, nur das —“ stöhnte er in sich hinein, „und ich Verblendeter nahm an, ihr Herz allein spreche aus ihren Augen — o diese Augen, sie können ja nicht lügen, — und doch, und doch!“

„Laß uns heute noch abreißen, Mutter,“ sagte er eine Stunde nachdem Dettleff das Haus verlassen. „Mir will's nicht aus dem Sinn, daß dieser niedrigredende, unedle Verwandte den Aufenthalt seiner Schwägerin und des Knaben lenkt. Der Courierzug geht um neun Uhr Abends, kannst Du bis dahin fertig sein, Mutter!“

„Gewiß, mein Sohn, noch früher, wenn es sein muß.“ Auch Frau Reinhard war's ganz unheimlich ge-

worden, sie brauchte nicht erst zur Eile angetrieben zu werden, mit Dörtes Hilfe waren die Koffer schon lange vor der Zeit fix und fertig gepackt, und die Reise wurde von Mutter und Sohn um die bestimmte Stunde angetreten.

Dennoch war ihnen Dettleff um viele Stunden voraus. Als er am Mittag Oskars Wohnung verlassen, war er zunächst zu der nahegelegenen Station gegangen, um sich nach den abgehenden Zügen zu erkundigen. „Wenn Sie nach Tannhausen wollen,“ hatte ihm ein dienstbesitzener Beamter gesagt, „in fünf Minuten geht ein Zug ab, mit welchem Sie bequemer den Anschluß an den bayerischen Zug erreichen.“ Dettleff, ohne sich weiter zu besinnen, löste ein Fahr билет, sprang in größter Eile in eines der Coupés und fuhr seinen Ziele zu.

(Fortsetzung folgt.)

## Russisches Bauernleben.

(Mit Illustration.)



er Anblick des vorerwähnten Winterbildes, welches uns Sverischkoff's Meistersand lieferte, mußte uns, die wir in diesem Jahre bis daher kaum einen winterlichen Dauch zu verspüren hatten, wie eine Felsenspalte aus einer anderen Welt an. In gewissen Stimmungen ist es ja auch. So charakteristisch und für unsere westlichen Verhältnisse freundlich, wie dies Ständchen Landchaft mit der molerschen Troick, den landsbesidlichen Russischen Dreiecksplan, ebenso eigenkömlich und mit westlichen Zuständen nicht zu vergleichen ist das ganze russische Bauernleben. Bessere Schilderungen desselben finden sich nirgends, als in dem von Hermann Koskajny bei großer U. Schramm in Leipzig erschienenen ausgezeichneten großen Illustrationswerke: „Rußland, Land und Leute“, welches wir schon früher unseren Lesern empfohlen haben und aus welchem wir heute, unserm Zwecke entsprechend, nur einige wenige Mittheilungen, die ein Eigenartigkeit gewiß nichts zu wünschen übrig lassen.

Das russische Gemeinwesen hat, besonders auf den Dörfern, die Besonderheit, daß alle Gemeindebeschlüsse einstimmig gefaßt sein müssen, nicht, weil es etwa jene Opposition gäbe, sondern, weil es gefehlsüchtig ist, überhaupt Opposition zu machen. Darüber ist eine kaiserliche Commissär hat verschiedene Dörfer zu besuchen, in welchen bedenkliche Unruhen ausgebrochen sind. Er ist ein durch sein Wohlwollen und Rechtsgefühl bekannter Mann und es gelang ihm bald, das Vertrauen der Bauern zu gewinnen. Da kommt nun zuerst ein gebaueter Weis zu ihm mit der Klage, daß man seinen Sohn, seine einzige Stütze, nach Sibirien geschickt habe, ohne ihn doch eines Verbrochens zeihen zu können. Dann erscheint noch eine Menge anderer Bauern, deren jeder über erlittene schwere Unbill zu klagen hat. Jeder bestätigt die Richtigkeit der Klage des andern. Sie werden alle freundlich angehört, machen alle einen guten Eindruck und sind alle einig darin, daß der Starosta (Vorsteher der Gemeinde) schuld an ihrem Unglück sei. Nun wird dieser in's Verhör genommen und zeigt sich als ein Mann, der seine Würde zu behaupten weiß. Nach seiner Darstellung der Sachlage hat er nur nach Recht und Billigkeit gehandelt. Es sind ihm Klagen zu Ohren gekommen über einen jungen Mann und er hat die Gemeinde zusammenberufen, um über den Fall zu entscheiden. Die Gemeinde hat einstimmig beschloffen, den jungen Mann auszusprechen, und zu befragen, ob er sich über Sibirien geschickt werde. Der Vater des jungen Mannes hat natürlich mitgeteilt, denn wenn seine Stimme gefehlt hätte, so wäre der Beschluß nicht zustande gekommen. Nun befragt er sich über ein Urtheil, das er selbst mit herbeigeführt: Der kaiserliche Commissär nimmt den unglücklichen Weis vor und sagt: „Wie kann ich Dir helfen, wenn Du selbst gegen Deinen Sohn gestimmt hast?“ — „Ich selbst wäre verloren gewesen, wenn ich anders gehandelt hätte,“ jammerte der gebeugte Vater. „Der Starosta ist ein gewaltthätiger Mann, der seinen Widerspruch duldet, und wenn er etwas durchsetzen will, so muß die Gemeinde es einstimmig beschließen.“

Wie mit diesem unglücklichen Vater erging es dem Commissär auch mit den übrigen Leidtragenden, welche die ihm Hilfe suchten: die hatten alle mitgeteilt gegen sich selbst: Wie war ihnen zu helfen? Geheft, es wäre dem Einflusse des Commissärs gelungen, durch kaiserliche Gnade dem armen Verbannten die Rückkehr aus Sibirien zu ermöglichen, so hätte er doch niemals wieder Gemeindeglieder in seinen heimathlichen Dörfern werden können, denn wer einmal ausgewiesen ist, der wird nicht wieder aufgenommen. Das ist einmal uralt geheiltes Verkommen, die Einstimmigkeit bei den Beschlüssen, mit welchen das Haupt der Gemeinde wie ein Einhorn voran springt. Selbst die als Soldaten ausgeworbenen Bauern verlieren ihr Gemeinrecht. Das soll als unumstößliche Regel zur Zeit der Leibeigenschaft, und es ist seitdem nicht anders geworden.

Belantlich ruht die russische Gemeinde auf communisticcher Grundlage. Alles Besitz an Grund und Boden ist gleichmäßig vertheilt, so daß kein Glied der Gemeinde mehr Land hat als das andere. Da sich aber die Kopfkahl durch die mündig gewordenen Söhne vermehrt, so wird demgemäße von Zeit zu Zeit eine neue Theilung vorgenommen. Dieses System bringt es mit sich, daß zwar Niemand Hungers sterben, dagegen die ganze Gemeinde nie zu rechtem Wohlthun kommen kann, denn selbst abgesehen von der Thatsache, daß die Russen überhaupt schlechte Landwirthe sind, nimmt der einsicht an seinem so häufig wechselnden Antheil am Gemeindegut kaum ein so tiefes Interesse, als es der Fall sein würde, wenn er ein bauernd abgeschlossenes, durch wachsenden Wohlstand vermehrbares Grundeigentum zu bewirtschaften hätte.

Thatsache ist, daß die bedeutenden Fortschritte, welche viele große Adelsgüter unter rationeller Bewirtschaftung aufwiesen, die Masse der Bauern nicht veranlaßt haben, das Beispiel ihrer früheren Herren nachzuahmen und auf Verbesserung ihrer Grundfläche bedacht zu sein. Nach wie vor baut der russische Bauer nur die Getreide- und Gemüselanden, die schon seine Großväter gebaut, und bearbeitet den Boden in derselben Weise wie jene. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der russische Bauer keinen Drang nach Verbesserung seiner Lage habe — im Allgemeinen! — aber er sucht dieselbe nicht durch Landwirthschaft zu erreichen. Er weiß doch, daß er mit derselben nicht von der Willkür Anderer abhängig, als Leibeigener von der Güte des Herrn, der ihm jeden Morgen die neuen Vertheilung abnimmt. Was er aber durch Handel und Industrie erwirbt, das ist sein volles Eigentum, das ihm Niemand nehmen kann. Auch zur Zeit der Leibeigenschaft durfte sich der Herr nicht an dem Wohlstand, dem Ackergeräth, der Hauseinrichtung des Bauern vergreifen. So treibt denn der Bauer Alles lieber als den Ackerbau, er errichtet eine Laube (Kramladen), in der er Brantwein, Stride, Hängel, Wäpfe, Wäpfe und dergleichen verkauft, er ist Häutler, Färbler, Kohlenbrenner, Fuhrmann, im Winter Jossowfist in der Stadt — Alles, nur kein Landwirth.

Das russische Bedürfnis des Zusammenlebens spricht sich schon in den ländlichen Wohnungen aus. Die Dörfer, gewöhnlich zu beiden Seiten der Landstraße sich hinziehend, bestehen aus dicht zusammengebauten Holzhäusern, deren Höhe und Breite nicht wie bei uns durch Räume und lebendige Bedeckung getrennt werden.

So stellen Bauernhöfe mit flathlichem Hofraum und schmalen mit Ziegeln bedeckten Wirtschaftsgebäuden, wie man sie z. B. in Pömmen findet, sucht man in den russischen Dörfern vergebens. Die Bauernhäuser sind einander in Rußland in ihrer Grundanlage ziemlich gleich. Gebäude von Steiner oder Ziegeln trifft man noch verhältnismäßig selten, der aus dicken Balken gezimmerte Holzbau ist überall vorherrschend. Wohlhabendere Bauern setzen noch ein Stockwerk auf das Erdgeschloß, aber alle lieben es, den Viehstall reich mit Schnitzwerk zu verzieren. Im Innern des Hauses liegt nach der Straße zu die Tasse, die gedämmte Wohnstube, die sich gewöhnlich durch Saubereit und freundliche Einrichtung auszeichnet. Langs der Wände der Stube sind Holzbank angebracht, unter der Decke Treppengerüste, auf denen sich die Lager der Hausgenossen befinden. In manchen Gegenden ist auch ein Keller vorhanden, welches Bauer und Bäuerin benutzen. Rabe dem Genuß köstlicher schwarze Beilgehäuden, deren Züge kaum noch zu erkennen sind, uralte Erbsen, die noch in Öfen gehalten werden. Vor ihnen brennt Tag und Nacht, auch bei den ärmlichen Bauern, ein Kaminchen. Ein mächtiger Ofen sorgt für die Erwärmung der Stube, und um ihn herum lagern sich die Hausgenossen am liebsten. Ein Schrank, in welchem das Tischgeräth aufbewahrt wird, vervollständigt

die Stubeneinrichtung. Stühle kennt der russische Bauer nicht. Wenn er im Winter erfarkt und schneebedekt nach Hause kommt, legt er seine Schuhe ab und streckt sich auf die Ofenbank hin, wo stets eine angenehme Wärme herrscht, die er, einen so großen Käsekrug er auch ertragen kann, in seinen Wohnräumen nicht gern vermischt. Der aus Lehm und Ziegeln erbaute Viehhof muß allezeit Wärme ausstrahlen, und es ist dies auch nöthig, wenn der Aufenthalt in der Zeha nicht unangenehm und diese zu einem nahen Ställenort werden soll. In den kälteren Gegenden wird im Winter auch das Vieh, namentlich das Jungvieh, seltener das Geflügel, in der Zeha untergebracht, da es in den leicht gebauten Ställen zu sehr von der Kälte zu leiden hätte. Der Dunst, der sich dann in der Zeha entwickelt, muß feuchte Wände erzeugen, wenn nicht durch starkes Heizen und durch den Feuerzug dafür gesorgt würde, daß sie trocken bleiben. Sobald Feuer angemacht ist, wird ein Fenster oder die Thür geöffnet, um den Rauch einen Abzugskanal zu schaffen, und wenn er sich verjagen hat und die Thür geschlossen worden ist, herrscht in der Zeha eine angenehme Wärme, welche Stunden lang anhält. Ueber Nacht sinkt die Temperatur in der Zeha allerdings wieder so sehr, daß der Unterschied zwischen ihr und der draußen herrschenden Kälte ziemlich gleich Null wird. Der Bauer sucht sich deshalb so viel als möglich gegen die Kälte zu schützen: er heizt sich warm und legt die warme Kleidung aus zu Hause nicht ab, er bedeckt die Stelle seines Hauses, wo die Zeha sich befindet, vom Dach bis zum Boden mit Stroh, aber alles das schützt ihn in den nördlichen Gegenden nur unzulänglich gegen den grimmen Feind. Mag die Zeha noch so groß sein, so ist ein sänbiges Ruftentisch in ihr doch nicht weniger als angenehm, da sich zu den allerlei Zubehörungen, welche durch das Vieh und die Zubereitung der Speise erzeugt werden, und zu der Feuertische, welche die zum Trocknen angehängte Wäsche hervorbringt, noch viele andere liebesfähige gesellen. Keiner der kleinsten ist der kalte Luffzug, der sofort die Temperatur am Boden der Zeha um einige Grad und recht empfindlich erniedrigt, sobald die Thür geöffnet wird, welche nach der sogenannten Holobnie senk (alter Corridor) führt. Diese trennt die Zeha von der Vorrathskammer, in welcher allerlei Geräthe, Lebensmittel und Kleidungsstücke aufbewahrt werden; im Sommer dient sie auch als Wohnstube, und wenn sie bezogen worden, ist das Leben der Bauernfamilie auch ein angenehmeres als in der kühnen, rauchigen Winterwohnung. Trotz aller Unannehmlichkeiten einer solchen „schwarzen Zeha“ (schornaja zeha) zieht der Bauer in den nördlichen Gegenden ihr über doch den Vorzug vor der „weißen“ (bielaja), in welcher der Rauch nicht durch Thür und Fenster, sondern durch den Rauchfang seinen Abzug findet.

Mit alledem scheint es auf den ersten Blick untereinander zu sein, daß Heiligkeit zu den Eigenschaften der Bauernstube gehört, und doch wird sorgsam auf dieselbe geachtet. Man darf eben nicht, und nach dem Wapstah messen, den wir an unser Verhältnisse anlegen. Der nördliche Winter ist ein schlimmer Wolf, und wenn er seinen Einzug gehalten hat, da denkt Jedes nur daran, wie es sich bei der Kälte erwehre, da ist ein gemes die Kälte Schutz gewählender Wohnraum die Hauptzweck eines Zeha, und da ist nicht die Zeit, daran zu denken, der Wohnstube auch ein schmuddes Aussehen zu geben. Im Sommer aber

und in den Gegenden mit milderen Klima sorgt die Hausfrau, die daszülte, schon ganz energisch dafür, daß die Wohnstube allezeit sauber sei. Wie unredt man dem russischen Bauer thut, indem man ihm, wie von vielen Reisenden aus dem Wohlhaberen Russlands gefascht, Unreinlichkeit zum Vorwurf macht, beweisen schon die fast in keinem Dorfe, in keinem Bauernhause fehlenden Badestuben.

Die Badestuben sind dem Russen geradezu ein unentbehrliches Bedürfnis. In ihrer Anlage sind sie in den Dörfern freilich sehr primitiv. Sie sind durchwegs Dampfbäder; in einem Kiefern, engen Raum wird durch Aufgießen von Wasser auf die erhitzten Platten des Badofens der nöthige Dampf entwickelt und der Badende sucht das Hervortreten des Schweißes noch dadurch zu beschleunigen, daß er sich auf Brust und Hüften mit feissen Birkenreisern schlägt. Ist das Bad durch die Hitze und die Wärme in Wallung gerathen, so daß der Badende am ganzen Körper wie Krebsrost erscheint, so stürzt er in's Freie hinaus, wäscht sich in Schnee und kauft darauf in die Badestube zurück, um dieselbe Procedur zu wiederholen. Wo keine Badestuben vorhanden sind, verschaffen sich die Bauern ein Schweißbad auf noch viel einfachere Art, indem sie in den geklärten Badofen kriechen.

Obkämme findet man höchst selten, auch dort, wo das Klima ihrem Gebelien nicht unangenehm ist. Vom Baumhangen ist der russische Bauer überhaupt kein Freund. Da hängen denn Wanderer, getändelte Häuser zwischen grünem Laub entgegen, da spendet kein Baum, kein Strauch Schatten — zwischen den Häusern, die dicht zusammengekrängt, also suchte ein bei andern Schutz, zu beiden Seiten der Straße stehen, acht es auf holprigem, verwerthlosem Wege Hügel auf Hügel ab durch das Dorf, vielleicht vorbei an einer großen steinernen Kirche mit mächtigen Kuppeln, aber nicht an einem einzigen Baum. Bäume sind für der Bauer nur als Brennmaterial wichtig, und da ihm die Wälder solches noch in Fülle und Fülle liefern, fühlt er keine Veranlassung zu neuen Anpflanzungen. Einige wenige Gowerneeme, wie das Kaiserliche, ausgenommen, ist der Waldreichtum in Russland noch unermesslich. Von der Wolga bis hinauf nach Finnland und Archangel'sk ziehen sich nur von kleinen Streifen bebauten Landes unterbrochen, jene tiefen Wälder, in deren Mitte noch nie der Schlag der Axt erklang und die wilden Eiler und der Axt noch unangeführte Berren sind. Niemand hindert den Bauer, sich aus solcher Fülle seinen Bedarf zu holen. Findet man daher in einem Dorfe Bäume, so kann man überzeugt sein, daß sie nicht gepflanzt worden, sondern schon bestanden, als das Dorf angelegt wurde, vielleicht die letzten Reste eines früher dieser Stelle bedeckenden, jetzt ausge-rodeten Waldes. Allen, die hier namentlich im Winter, wenn der Schnee die Straßen bedeckt und ihren Lauf unkenntlich macht, von großem Nutzen wären, findet man nirgends. Die Beschaffenheit der Straßen selbst läßt viel zu wünschen übrig. Die Hauptstraßen, namentlich in der Nähe von Petersburg, Moskau, sind allerdings gut erhalten, aber sowie man von diesen auf eine der Seitenstraßen ablenkt, lernt man alle Qualen eines schlechten Weges kennen und darf von Glück jagen, wenn man nicht ungeworren wird oder im Schlamm oder Schnee hängen bleibt.

## Wir Fortgeschrittenen.

Eine schöne Geschichte von **Sarline Schnabel.**

(Mit unklaren Bildern.)

(Fortsetzung.)

So verging eine Woche. Alle Welt sprach nur von dem schönen vornehmen Paar, von der großen bevorstehenden Trauung, von der glänzenden Hochzeit, die in der Villa Jägerlust gefeiert werden sollte, von den Fittchenreden nachher im dortigen alten „Pilsbark“. Und man nicht gar so sehr darüber zu ärgern, suchte ich — ich muß gestehen — mit allem Eifer Vergehensheit an der Seite meines getreuen Studlo.

Aber während ich ihm studiren helfen wollte, sprach der Burck schon von Heirathen. Nein, daran dachte ich nicht. Es konnte noch lange dauern, ehe er über das Studium der Theile zum Weis des Genzen, das heißt eines Amtes gelangte; und eine Frau Studentin Reinele — haha, wirklich ridicul! Das ließ ich mir aber Kuglerweise nicht merken. Ich brauchte ja einen Lehrer und Diensthman. Er half mir zu meiner kleinen Intrigue und hegte meine Feindinnen tüchtig zusammen. Es hat aber alles Schöne ein Ende. Ich erkannte, daß auch mein Reinele ein Weibchen war. Eines Nachmittags — ich war notwenbigerweise ausgegangen und er hatte erlaubt, einzuwelen tapfer studiren zu wollen — trefte ich ihn bei meiner Mädelin in unangenehmer Umarmung mit meiner Köchin.

Mädelchen war es auch geworden und die Köchin meine Wollant (Emmenthal) Das war ja noch schlimmer als die Schwändel Schwätzer-güthchen beim Doctor Quack. Ich erfuhr meinen Zimmerherrn, schleunigst zu verdrücken, und drohte ihm mit unserm guten, mit noch immer treu ankündigenden Polizeidiener Winius, der ein wenig nach seiner Legitimation forschen werde.

Er ging; und was that der Unbanhake? Er begab sich in's Lager meiner Todfeindin, Molly Spaltly. Da wohnt er noch! —

Wald aber sollte meinem geträubten Stolze eine große Verungungung anderer Art werden. Der Wohlthätige kam wieder zum Vorschein, nämlich der Herr Harpze, der in 6000 Zeitungen machte. Zu mir bogte er sich nicht, aber ich erfuhr über ihn durch den christlichen Winius. Der erfuhr eines Tages bei mir, ganz aufgeregt.

„Er mich Sie interessiren, Fräulein!“, sagte er, „Sie haben ihn ja ausgedankt.“

„Ben gekannt?“

„Na, den großen Grafen Wuschirigast, Sie wissen ja, der mit der Huhnfröhle verlobt ist.“

„Was ist's mit ihm?“ fragte ich athemlos. „Ist er gestorben?“

„I nein! Eingestekt hab' ich ihn. Er ist gar kein Graf, nein, das wahre. Denken Sie sich nur die Blamage für die adelichen Herrschaften! Wissen Sie, was er ist? Der Zeitungschreiber hat ihn auskundschaftet und morgen steht's in allen Wäldern.“

„Was denn, was?“

„Daß der noble Graf nur ein ehemaliger Offiziersdiener ist!“

„Ein Offiziersdiener...“ ich fiel vor freubigem Schreden in Ohnmacht. Selig war mein Erwachen. „Wär's möglich? Die solge Dame, die sich immer eine Etage höher dünkte als wir bürgerlichen, hätte sich that mit einem Grafen, mit einem untergeordneten Domeinchen verlobt? Das wenne ich Kaffische Hevanchel! — Du himmlische Winius! Daß hätte ich den alten dreimaligen Burchen unarmt. Es scheint

wieviel, als ob man nur noch auf solche Esel bauen könnte. Wie geschickt hatte dieser Wirbizigtranzmagbath den Grafen zu spielen gewußt, und nun entpuppte er sich als ein Schwindelmeier! Aber ein schöner Mann war er und es ist eigentlich schade um ihn. Man wird der Herr Harpze ihm mit seiner Federkralle den letzten Fetzen von dem, was noch gut an ihm ist, verabreichen.

„Aus dem Loch kommt er so bald nicht wieder,“ sagte Minus. „Er soll ja schon mit sechs oder sieben Weibern verheiratet sein und hunderte betrogen haben. Bei mir soll ihm aber das gräßliche Wesen schon vergehen.“

„Nein, weißt Du,“ sagte ich mitleidig, „quälen darfst Du ihn nicht. Finst Du so lieb. Er hat und hier einen großen Dienst geleistet und es ist Manche von uns Mädchen bei seinem Anblick kühlig um's Herz geworden. Die aufgeschlafene Mannfell ist gehörig reingelegt. Das genügt.“

Von diesem Tage an verschwand Flora von Hühnschopf. Sie hatte sich mit ihrer Last von Blamage auf das „Dominium“ des Herrn von Kalabur zurückgezogen.

Das „Dominium“ Gödelfein war einstmal groß gewesen, damals nämlich, als das ritterliche Geschlecht der Gödel von Gödelfein noch florirte, das im Fache der Vusfaklepperei Hervorragendes leistete. Zwei

Die umwohnenden Bauern nannten den „Schloßvogel“ unter sich schlechtweg den „Schweinel“, nicht allein nach Analogie seines Namens, sondern auch darum, weil das Fleischchen, mit dem er immer besonnen war, ihm öfter den Streich spielte, ihn zu süßer Raft unter einen Fischebrusch, mitunter auch in den Rinnstein zu legen. Ob dieser famose Gödelfeinsche Schloßvogel etwa in direkter Linie von dem berühmten schlesischen Ritter Hans Schweinchen abstammte, weiß ich nicht — die Familie der Schweine mit und ohne Dominium ist groß in der Welt. Insofern aber, als dieser August Schweinchen einen gehörigen Streich teufeln konnte, war er keinung großen Namensvetter sicher ähnlich. Ich glaube nicht, daß ihr seine Gattin als ein „Wüdischweine“ betrachtete.

Es gab aber noch eine dritte Bewohnerin auf Gödelfein, nämlich die „Mutter Hühnen“. Das war eine lebenslustige Person von höchstens sechzig Jahren. Ihr Gesicht hatte den keifinnigen Ausdruck einer Enle, die betänzlich das Sinnbild der Weisheit ist. Sie betrachtete sich als erbliche Thurmverwahrerin, ging aber Tag und Nacht mit raffendem Schlüsselbunde in allen Räumen umher. Die dummen Bauern nannten diese wichtige Person „alte Herr“. Es ging von ihr die hochromantische Sage, sie sei als kleines Kind in einem Storchneft



Frau Schweinchen.



August Schweinchen.

oder drei Gödels hatten bedwegen die Ehre genossen, auf kaiserlichen Befehl ausgehnt zu werden. Flora von Hühnschopf, die für diese feudalen Ehren nicht unempfindlich war, geriet in Verdruss auch wieder an einen modernen Vusfaklepper (was mir übrigens selber hätte passieren können). Besagte Dame stammte in einer Seitenlinie von den Gödels ab.

Man war aber das stolze Gödelfein zu einer felds, wald- und wiesenlosen Ruine zusammengeschmolgen. Der letzte Gödel hatte die letzten Vermögensreste in Äuften und Champagner angelegt; die letzte Äufter kostete sein Leben. Inveit war Florenz Erbin der Gödels, indeß hatte der Herr von Kalabur den „Herrenhof“ um den Preis von einigen Tausend Flaschen Champagner an sich gebracht.

„Desser hätte die solze Ritterdame auch finden können: ‚Hab' ich nichts, hab' ich gar nichts gerettet als die Ehre und dies alternde Haupt!“

Das Schönte von Gödelfein war seine Lage. Das halb zerfallene Herrenhaus, pomphaft „Schloß“ genannt, war vorher eine Wohnung für Motten, Spinnen und Fledermäuse. Es gab darum noch einen realten Thurm, an dem das Untertell doret war und das Ober- theil seiste. Mings um einen weiten, wüsten Hofraum lagen allerhand Stallungen, die ungefahr so großartig aussehen, wie die famosen Pefcherhüter auf einem „Dominium“. Eins dieser Häuschen, neben einem Thore, das keine Flügel mehr hatte, bewohnte das Ehepaar Schweinchen. Er, August Schweinchen, war „Schloßvogel“, oder „Dauschalter“. Es ging ihm aber wie a B in Breslau den Haus- hähren in zusammengeschlossenen oder mit Hypotheken überlasteten Häusern — er konnt's nicht halten, es fiel mehr und mehr zusammen.

Bugleich hatte das ehersame Schweinchen'sche Ehepaar einen alten Garten zur Verfügung, in dem es zerbrochene Spalier ohne Obst, Kohlpflanzen, Kartoffeln, Ginster, Melde und Schöllkraut gab. In der Stallung, wo vor Zeiten Kofse gestampft hatten, hielt Frau Schweinchen, geborene Hohenob, zwei Ziegen und ein Ferkel, denen sie ihre hausmütterliche Liebe und Sorgfalt widmete.

auf dem Schloßthurm gefunden worden und habe sich von Jugend auf an den Walden, Krüten und anderen „niederen Tieren“ des Schloßes und dessen Untreises delictirt; ja noch immer betrachte sie dergleichen Fleischwaren als Festgericht.

Dieser unabsehbare Hausgeist war ein weiblicher Spieß oder Wled; sie erzählte den Bauern die schönsten Mäuber- und Weipenscherzgeschichten, zu denen sie durch ihre Thurmlocalität inspirirt wurde.

Auf einmal änderten sich nun auf Gödelfein diese stillen Zustände. . . Flora von Hühnschopf kam, um hier den Nüchgang ihrer Verlobung zu feiern.

„I Herr Jeremi“, schrie Frau Schweinchen, „wo kommen Sie denn her, gnädiges Fräulein?“

„Ich komme, hier meine Schmad zu verbergen,“ erwiderte das Burgfräulein in hohen Tönen. „Es hat mich Einer schwer betrogen, schwer. Darüber werde ich aber schmerzen. Bald hatte er mich schon, ja sogar schon fast ganz, bis ich im letzten Momente fand, daß er gar kein höhergeborener Herr, sondern ein niedrig geborener Stijlersburger und Bälcher war. Aber davon soll aus meinem Munde keine Menschenseele etwas erfahren. Hier will ich mich hinum ausweinen, daß ich diesen lebenswüthigen Spießbuben verloren habe.“

Dabei warf sie sich der Frau Schweinchen an ihren nächsten Brusthals.

„Recht so, gnädiges Fräulein, recht so,“ sagte Frau Schweinchen, „weinen sie sich an mir satt. Ich verleihe ihr Leid, denn ich hab' auch so Einem . . .“

„Ach, es ist doch Einer!“ schludzte Flora.

„Aber was für Einer!“ rief Frau Schweinchen. „Ein Saufbold ist er, ein Tagelöhle, ein Satan und Schandmajor. Ach du mein, wenn Sie willst! Ich här's auch nicht gedacht daß es so Einem wäre. Als junges Mädchen schwängelten ein Duzend um mich herum, und nachher mußte ich einen solchen Saufhaus kriegen. Was hab' ich schon Alles gemacht um ihm das Schnapstrinken abzugewöhnen! Petroleum

und Schwefelsäure 'hab' ich ihm in die Flasche gefüllt. Er trank's — ja wohl er trank's! Und was sagte er? „Der kratzt ein Bißchen“ — ja, das sagte er, „der kratzt ein Bißchen“ Weiter nichts. Ja, und was hobt' Einen da weiter übrig? Wan trinkt aus Desperation selber mit. Jo, das thut man. Es kommt aber Alles von dem schlechten Namen. Wenn Einer Schweinelein heißt, was kann man da weiter than, als ihn im Morast wälzen?“

„Sie müssen ihn mit Liebe ziehen, beste Frau Schweinelein,“ meinte Flora.

„Mit Liebe? Den?“

„Es läßt sich Jeder mit Liebe ziehen, auch Ihr Gatte. Ich will's versuchen, fänden Sie ihn blühler zu mir, liebe Schweinelein.“

Diese Aufzuredung machte die ehrsame Frau lüchlig.

„Ich werde mich hüten,“ sagte sie für sich, als Flora von Gubnschopf das Verrennlaß befragt hatte. „Schiden Sie ihn hüthler zu mir — i Du verdammt Schlange, ich glaube, Du hüthest ihn mit absipänig machen. Verjuden will sie's, freilich! Das können wir schon selber befohen.“ Und zu ihrem Gatten sagte sie drohend: „Hör, August, doch Du Dich nicht unterstich und hüber gehst, Das, oder ich schlag' Dir den Kopf auseinander, Du Hölleker!“

(Schluß folgt.)

## Schlesische Chronik.

### Der Schatz auf der Landestrone. (Eine schlesische Sage.)

Wie an die meisten hervorragenden Berge unserer heimatlichen Provinz, so schließen sich auch an die majestätische Landestrone bei Wöslitz mannigfaltige Sagen an. Eine derselben möge hier zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden, welche von einem verborgenen Schätze auf derselben berichtet. Die Sage führt uns in die Zeit um 950 zurück, zu welcher an der Landestrone noch wendische Volkstämme wohnten, deren Beherrscher der Markgraf Wero war. Damals lebte in Wiedny ein wohlhabender alter Krugwirth, Fischelbor mit Namen, welcher auf der Landestrone zwei Schliefer erziehen lassen wollte. Mit vieler Mühe wurden die hierzu erforderlichen Baumaterialien, an denen jene Gegend einen Ueberfluß besaß, den feilen Berg hinausgeführt und zwar, wie die Sage behauptet, in Zeit von reichlich 4 Monaten. In kurzer Zeit stand ein überaus festes, 3 Stockwerk hohes und prächtig ausgestattetes Schloß auf der lustigen Bergeshöhe, weit in das Land hineinsehend. Kunstvoll angelegte Treppen führten nach den unterirdischen Gewölben und Kellern, welche die Bestimmung hatten, die unermeslich großen Schätze des Burgherrn in sicherer Gewahrung zu nehmen. Von einem Vollmonds bis zum andern sollen die Burgthürren in nächstlicher Stunde große Haufen goldene und silberne Teller, Schüsseln, kostbarer Pumpen, strahlender Nühtungen, funtelnder Gold- und Silberarbeiten, sowie sonstige Kostbarkeiten nach den tiefen Kellerräumen geschleppt haben, daß sie unter dieser schweren Last schier erliegen seien. Eine Nacht nur lagen diese Schätze friedlich in ihren Kellern. Am andern Tage war Jacobi, im Jahre 954, als der Mond und die Sterne friedlich zur Erde herniederleuchteten, vertheilte sich unspüßlich der bis dahin harte Abendmühseligkeit und durch die Sülle der Luft vernahm die entsezten Leute ein gar schrecklich angründendes Poltern, Pfeisen und Donnern. Durch die Luft fuhr ein Wagen, vor welchem sechs tiefenagraue Gullen gespannt waren, die von einem scheußlich anzusehenden Manne, angehan mit feuerrothem Mantel und mit ebensolchem Harte versehen, gelenkt wurden. Aus seinen Augen strömte es wie Feuerflammen. Dieser unheimliche Gast fuhr gerade auf das neu-erbaute Schloß nieder und stattete den Burgherrn seinen Besuch ab. Niemand durfte sich während der langen, geheimnißvollen Unterredung beider Männer hien lassen, alle Bewohner des Schloßes mußten sich entfernen. So schlich wie der Gast gekommen war, fuhr er auch wieder durch die Hüfte davon, umgeben von großen Schaaeren freischender Raben, welche in den dichten Wäldungen der Landestrone ihre Nester hatten. Als nun der Burgherr zu seinen Schätzen eilen wollte, war der Eingang zu den Kellern wie weggeäubert, und Niemand konnte mehr zu dem Schätze gelangen. Alles Suchen durch die Mauern, denn die Aufgabe bevorstand, auch das zweite Schloß zu verschunden, und hier blieb erfolglos. Der Eingang zum Schätze war verschwunden, und noch heutigen Tages soll der Schatz in der Tiefe der Landestrone lagern, wohlbehütet durch zwei Höllegeistler, bis es endlich einer reinen Jungfrau aus der Gegend der Landestrone gelingen wird, ihn nach 1000 Jahren am Abende vor Jacobi zu heben. An der Stelle, an welcher der Schatz verborgen liegt, wird dann eine farbenreue lustige Blume sprechen, wie ihres Gleichen weder gewesen ist, noch werdenhin sein wird. Und wenn nun eine solche Jungfrau, welche am Abende jenes Tages gerade ihr 18. Lebensjahr erreicht haben muß, sich zu jener Zeit dieser Blume nähern wird, um sie mit ihren rothigen unmetwählten Lippen zu küssen, dann wird wohl auch über der Luft himmlisch schöne, sanfte Musik erklingen und aus der Höhe ein goldener Wagen, gezogen von weißen Tauben, herniederfahren. In dem Wagen wird sitzen ein blühender Jüngling und der Jungfrau erschließen den Eingang zum Schätze. In königlicher Pracht werden sie dann mit einander Hochzeit feiern und Reichthum und ungeheures Glück wird in allen Dörfern von Gößlik und Umgegend eintreten.

Lehrer B.

### Ein wunderlicher Name. (Aus dem schlesischen Volksleben.)

Auf dem Ständesamte eines Dorfes, in der Nähe von Neidenbach, erscheint ein Weber, welcher die Klinge macht, daß ihm der Anberingende Langbein einen „Jungen“ in's Haus gebracht. Nachdem er über Tag und Stunde der Geburt Auskunft gegeben, wird er gefragt, wie er denn diese neue Familienglied benennen wolle? Der Ständesbeamte, der einen „Korle“, „Fene“ oder sonst einen volksgebräuchlichen Namen erwartet, traute seinen Ohren nicht, als der biedere Weber ein paar Worte hervortrammelt, die alles Mögliche in der Welt, nur nicht einen schles-

schen Christenmenschen bezeichnen können. Er glaubt, falsch verstanden zu haben, und wiederholt seine Frage.

„Nun es ist nicht anders.“

„Munshör Horak“, stottert der Mann.

„Aber hören Sie,“ erwidert ihm der Beamte mit lächelndem Gesicht, „das ist ja ein Kauterwisch, aus dem kein Mensch klug werden kann. Wie formen Sie denn auf diesen Unfinn? Wenn der Knabe mit diesem Namen Krach's Leben läuft, so ist der Hansarr fertig.“

Der Weber kratzt sich den Kopf. Die „Kremerman“ macht ihm stüßig. „Wing nicht megen se zu sein,“ sagt er danach, aber die Nama gefühl'm mer halt grade. Ich ha se in so amer Schrift gelebt, die mer der Kralupke bruchte, und weil der Junge aus gutt gerorthe is — so halt er die Biene wie a Trumpeter — da wuld' ich'n hocht aning auszeichna.“

Der Beamte lachte jetzt, was er lachen konnte.

„In welcher Schrift denn?“ examiniert er dann, als er wieder zur Mühe gekommen war, den Weber weiter.

„Nu ich ha se bei mer,“ gab er zur Antwort, se betittelt sich „Blatt und Rache“ — mei Weib hot mer sehr schmitz ganz zerfärrerment!“

„No, grigen Sie se doch einmal her!“

Er suchte mit vieler Unbilligkeit danach in seinen Rodtaschen. Endlich brachte er sie an's Tageslicht und schlug eine Seite auf, die oben eingestrichelt war.

„Do hielt's — do han Er's — Munshör Horak!“ rief der Weber und deutete auf eine bestimmte Zeile.

Der Beamte nahm ihm die „Schrift“ aus der Hand und las. Jo, was las er? „Moenier Horac.“ Das war's also, was ihm so gut, so ausnehmend gefallen hatte. Wan kann sich denken, bis zu welchem Grade die Heiterkeit des Beamten, der für den Humor des Volkslebens einen ganz besonderen Sinn besitzt, sich noch steigerte.

„Aber, lieber X,“ redete er schließlich dem Weber zu, „diese beiden Worte können Sie nicht wählen. Suchen Sie einen verünftigen, redig-schaffenen Namen, den der Junge mit Ehren und ohne im ganzen Dorf gehänselt zu werden, tragen kann.“

Den hatte er auch gleich gefunden.

„Nu wißte Se noch, da vor'n hern Guste heehen,“ meinte er. „Da frät sich meine Me d'rüber, weil se o sur „Wuste“ getooft is!“

Max Heinzel.

### Schlesischer Gesehtskalender.

- Den 22. März 1458. Hinlich der schlesischen Fürsten und Stände zu Wagnig gegen die Wahl des Königs Georg Hohenzollern von Böhmen.
- 1745. Erbauung der evangelischen Kirche zu Neufals.
- Den 23. März 1547. Großer Brand zu Schweidnitz, 126 Häuser.
- 1640. Freitadt wird von den Kaiserlichen geplündert.
- 1688. Großer Brand zu Barthwip.
- 1688. Brand zu Liebensthal.
- Den 24. März 1416 † zu Leipzig Joh. Otto, in Münsterberg geborenen, Professor der Zoologie und Rector magnificus zu Leipzig; ihm gehörte damals Grotting im Fürstenthum Wagnig.
- 1637. Begräbniß der evangelischen Kirche in Löwenberg.
- Den 25. März 1190. Erbauung der Stadt Anslau durch Herzog Boleslaus (altus), ersten Herzog in Schlesien, der auch der Stifter von Löwenberg und Grotting war.
- 1654. Begräbniß der evangelischen Kirche zu Waldbenberg.
- 1810. Löwen brennt fast gänzlich ab.
- Den 26. März 1524 ward in der Kirche zu St. Joh. oder grauen Kloster und in der Kirche zu Unser lieben Frauen zu Wagnig das heilige Abendmahl zum ersten Male in beiderlei Gestalt gereicht.
- 1654. Begräbniß der evangelischen Kirche zu Gottesberg.
- Den 27. März 1428. Die Puffsten in Neumarkt und Gant.
- 1541. Fürstentag zu Breslau, man bewilligte dem König Ferdinand 1500 Pferde zur Türkenhilfe.
- Den 28. März 1267. Herzogin Hedwig wird vom Papi Clemens IV. canonisirt.
- 1654. Begräbniß der evangelischen Kirche zu Kupferberg.



